

aviso – Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern 3_2014 Bayern-Südtirol

Walter Grasskamp auf den Spuren von Tiroler Künstlern in München
Anthony Rowley über bayerische Sprachinseln in Oberitalien
Renate Just auf kulinarischen Wegen in Niederbayern
Nora Gomringer con los Españoles
Richard Loibl zu bayerisch-südtiroler Freiheitsbestrebungen
Angelika Fleckinger mit Neuigkeiten zum Ötzi

aviso

3|2014



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

WALTER GRASSKAMP AUF DEN SPUREN VON TIROLER KÜNSTLERN IN MÜNCHEN // **ANTHONY ROWLEY** ÜBER BAYERISCHE SPRACHINSELN IN OBERITALIEN // **RENATE JUST** AUF KULINARISCHEN WEGEN IN NIEDERBAYERN // **NORA GOMRINGER** CON LOS ESPAÑOLES // **RICHARD LOIBL** ZU BAYERISCH-SÜDTIROLER FREIHEITSBESTREBUNGEN // **ANGELIKA FLECKINGER** MIT NEUIGKEITEN ZUM ÖTZI



BAYERN-SÜDTIROL

Inhaltsverzeichnis

S. 3 Editorial

S. 5 Worauf ich mich freue

S. 7 Aus meinem Skizzenbuch

Hans Jürgen Drescher, neuer Präsident der Theaterakademie August Everding, von Dieter Hanitzsch in den Blick genommen.

S. 8 avisiert

S. 13 Bayerns verborgene Schätze

Kunst statt Schokolade

Colloquium Bayern-Südtirol

S. 17 „Ötzi“, der Mann aus dem Eis ist zu Besuch in München. Und er hat viel zu erzählen. Angelika Fleckinger.

S. 24 Von Grenzgängern, Gipfelstürmern und Gesundheitsaposteln

Wie die Lust entstand, über den Brenner zu reisen, ob nach München oder „Oster-München“. Engelbert Schwarzenbeck.

S. 32 Hüttiroler

Die Geschichte der Kinder aus Südtirol, die als „Schwabengänger“ nach Bayern kamen, ist noch zu erforschen. Ernst H. R. Büttner.

S. 39 Zwischen Alpengenre und Zeitschriften-Karikatur

Der Spagat der Tiroler Künstler in München. Walter Grasskamp und Caroline Sternberg.

S. 48 Die ultimative Verteidigung gegen die Hofer'sche Anklage

Wie Bayerns Ruf auf der anderen Seite der Berge zu retten ist, verrät uns Richard Loibl.

S. 53 „Es ist leichter, aus Soldaten Skiläufer zu machen als aus Skiläufern Soldaten“
Und daher hat der Krieg sogar von den Alpen Besitz nehmen können. Thomas
Müller.

S. 63 Dolomiti: Das Comeback des Jahres Eisesfreuden teilt mit uns Michael
Horling.

Aviso Einkehr

S. 65 Die Hoftaferne Neuburg am Inn hat Renate Just besucht.

Werkstatt

S. 70 „Das Land der Minnesänger“. Die zimbrischen Sprachinseln gehören zwar
nicht zu Südtirol, aber doch nach Oberitalien und daher in dieses Heft. Anthony
Rowley.

Resultate

S. 78 Afrikanische Sprachen als klangvolle Instrumente im Weltorchester
Wie Bayreuth den Zusammenhang von Sprachen, Literaturen und Kulturen in Afrika
erforscht. Christian Wißler.

S. 87 Postskriptum

S. 88 Impressum

S. 89 Peter Engel: Wie ich es sehe

Editorial von Herrn Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Der Freiheitsbrief Ludwigs des Bayern für Tirol dürfte – natürlich bis zur
gegenwärtigen Bayerischen Landesausstellung – im öffentlichen Bewusstsein
weniger präsent gewesen sein als der Freiheitskampf der Südtiroler und ihr

Volksheld Andreas Hofer. Die Bayern kämpften hier an der Seite der napoleonischen Besatzer. Heute sind der Südtiroler Adler und der bayerische Löwe gleichberechtigte Partner in einem Europa der Regionen. Die historischen Zusammenhänge lassen sich übrigens bestens nachlesen in Ernst Heydenreuters Darstellung „Tirol unter dem bayerischen Löwen“. Bayern und Südtirol sind bis heute natürlich schon durch den Dialekt und den Alpenraum verbunden. Heute sind die Entfernungen so zusammengeschrumpft, dass wir schnell mal übers Wochenende über die Berge hinunter nach Südtirol fahren. Was wären wir Bayern ohne die Brenner-Autobahn! Und auch für viele Südtiroler ist München mehr denn je die nächstgelegene Großstadt. Vor mehr als 100 Jahren entfaltete sich durch die neue Eisenbahnverbindung eine rege Reisetätigkeit. Meran wurde zum „Oster-München“, Tiroler Maler avancierten in der Münchner Kunstakademie. Bayerische Schriftsteller ließen Romanhandlungen in Südtirol spielen oder begaben sich gleich selbst in die inspirierende Berg- und Kulturlandschaft. Bis heute sind einige der schönsten Hotels und Kuranlagen aus dieser Zeit erhalten. Mit dem 1. Weltkrieg zeigte sich jedoch die Kehrseite der Medaille der neuen (verkehrs-)technischen Möglichkeiten. Die Alpen wurden Schauplatz eines groß angelegten Stellungskrieges. Die kommende Ausstellung im Bayerischen Armeemuseum wird Ursachen und Ausmaß der Kriegführung in den Alpen ganz neu sichtbar machen. Die Fahrt über den Brenner führt uns auch in einen Geschichtsraum mit vielen Facetten.

Unterschrift Ludwig Spaenle



Worauf ich mich freue

Text: Daniel J. Schreiber

Die ersten neun Monate als Direktor im Buchheim Museum waren spannend, schön und ereignisreich. Jetzt freue ich mich auf einen Tag Urlaub mit meiner Frau und unseren beiden Kindern. Ich stelle mir vor: Wir schlafen aus, frühstücken, und dann geht es ab zum Hauptbahnhof. Wir machen einen Ausflug. Die Bahnfahrt dauert nur eine halbe Stunde. Dann gehen wir an einer Kuhweide und einem Moorweiher vorbei in den Wald. Es riecht gut. Zwischen den dunklen Baumstämmen leuchtet hellgrün der bemooste Waldboden. Bald kommen wir an einen verwunschenen Zaun. Ein großes Eisentor öffnet sich. Vor uns entfaltet sich ein Landschaftsgarten mit lilienbewachsenen Weihern, lichten Hainen und einem exotischen Pavillon. Dann öffnet sich der Blick auf einen großen See. Eine blühende Wiese breitet sich vor uns aus. Eine riesengroße Libelle sitzt darauf. Sie sei früher ein Militärhubschrauber gewesen und habe dann aber eine Verwandlung vollzogen, erzählt sie uns. Überhaupt alles erscheint ganz zauberhaft. Was ist das? Ein Holzverbrettertes Bootshaus? Ein gestrandetes weißes Schiff? Oder doch eine Riesengitarre, deren Griffbrett weit über das Wasser ragt? Davor steht ein Unterwasserauto, das von einer Krake umgriffen und von Schlingpflanzen umwoben wird. Darin sitzt ein Mann. Wir gruseln uns ein bisschen. Wer ist das? Im Innern des Bauwerks ist alles ganz hell und freundlich. Ein Schwan fliegt durch die Eingangshalle. Auf ihm sitzt eine Runde uralter Leute, die aus der Zeit gefallen sind. Eine Herde von Karussellpferden galoppiert aufgeschreckt durch die Luft. Wir steigen über ein Fallreep hinab und finden ein Taxi aus einem anderen Kontinent, in dem es Menschen aufnahm, die vor Hunger und Gewalt fliehen mussten. Nun hat es seine Arbeit getan. Eine Gruppe afrikanischer Elefantenmenschen weist uns den Weg zu einem Café. Irgendetwas stimmt hier nicht. Die Leute bewegen sich nicht; und sie sehen komisch aus: ein Herr mit Schweinsgesicht, der einen Frauenkopf an der Leine führt, ein hochdekorierter General, aus dessen Schuhen kleine Zwerge klettern, eine naschende Gruppe altertümlicher Damen. Dort hinten solle es einen Zirkus geben, flüstern sie, der aus lauter kleinen Holzfiguren bestehe. Auf Knopfdruck würden sie lebendig. Wir versuchen es. Es stimmt! Eine Jahrmarktsorgel pfeift. Tiere und Akrobaten drehen sich im Kreis. Wir kommen in einen großen Saal. Auf den weißen Wänden leuchten Bilder. Ihre reinen Farben lassen unser Herz schneller schlagen: ein flammendes Rot, ein kräftiges Grün, ein tiefes Blau. Wir erkennen glühende Bergketten vor kühler

Vegetation, einen schlafenden Mann in flirrender Hitze, eine schöne Nackte mit zartem Teint am Ufersaum. Wie kann es sein, dass ein bisschen farbiger Staub und etwas Bindemittel auf Leinwand solch starke Eindrücke hinterlassen? Das ist das Wunder der Malerei. Dann setzen wir uns in die gelben Liegestühle auf den Steg, blicken über den See auf die Alpenkette und warten auf den Ozeandampfer, der hier in unserer Vorstellung bald anlegen wird. Wir sind im Buchheim Museum der Phantasie. Die Bayerische Seenschiffahrt und der MVV bringen uns wieder nach Hause. Am nächsten Tag darf ich diesen Traum in meiner Arbeit mit einem fabelhaften Team fortspinnen.

Text zum Autor: Daniel J. Schreiber ist seit August 2013 Direktor des Buchheim Museum der Phantasie in Bernried.



Aus meinem Skizzenbuch: Professor Hans-Jürgen Drescher

Präsident der Bayerischen Theaterakademie „August Everding“

Dieter Honitzsch **AUS MEINEM SKIZZENBUCH**
PROFESSOR HANS-JÜRGEN DRESCHER
PRÄSIDENT DER BAYERISCHEN THEATERAKADEMIE
»AUGUST EVERDING«



Nach einem Lebens- oder Arbeitsmotto gefragt, war ich zum Nachdenken darüber angehalten, welche Sentenz für mein Leben oder für mein Tätigsein – beides ist nicht voneinander zu trennen – Geltung haben könnte. Da sich die Komplexität des Lebens der eindeutigen Beantwortung von diesbezüglichen Fragen entzieht, möchte ich Zitate zweier Protagonisten des 20. Jahrhunderts, eines Philosophen und eines Dichters, anführen. Das erste Zitat stammt von Ernst Bloch und lautet: »...ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern...«; das zweite von Samuel Beckett, der sagt: »Immer versucht. Immer gescheitert. Einerlei. Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern.« – Als tätiger Mensch und glücklicher Sisyphos, der der Kunst verpflichtet ist, bewege ich mich im Spannungsfeld dieser Sentenzen.

AVISIERT – AUSSTELLUNGEN UND VERANSTALTUNGEN

LITERATURAUSSTELLUNG

ALL ABOUT HANK! ZU LEBEN UND WERK VON CHARLES BUKOWSKI (1920-1994)

Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg)

Literaturhaus Oberpfalz

10.07.2014-Dezember 2014

Als Chronist der Schattenseiten des »American Way of Life« hat sich Charles Bukowski in die Geschichte der Literatur eingeschrieben. Bekannt geworden ist der in Andernach am Rhein geborene Autor durch drastische Schilderungen zwielichtiger sozialer Milieus in Amerika sowie durch seinen zum Markenzeichen gewordenen exzessiven Lebensstil. Die Ausstellung »All about Hank!«, die den gesamten Schaffensprozess Bukowskis in den Blick nimmt, fragt nach dem Verhältnis von »Mythisierung« und Authentizität in seinem Werk sowie nach seiner Bedeutung für die Gegenwart. Gezeigt werden Ausstellungsstücke aus dem Archiv der Charles Bukowski Gesellschaft (Bamberg), die seit 1996 Originalhandschriften, Erstausgaben, Fotos und vieles andere sammelt.

AUSSTELLUNG

ELSEWHERE – SEHNSUCHTSBILDER IN DER ZEITGENÖSSISCHEN KUNST

Kallmann-Museum Ismaning

12.07.2014-21.09.2014

Der Sandstrand im Sonnenuntergang, ein idyllisches Alpenpanorama, romantische Landschaften von Caspar David Friedrich oder die einsame Insel in den Weiten des Ozeans – Bilder wie diese lassen uns von Welten fern des Alltags träumen. Die Gemälde, Fotografien, Videos, Skulpturen und Installationen der Ausstellung setzen sich auf ironische, beobachtende, hinterfragende oder herausfordernde Weise mit unserem Umgang mit solchen überlieferten, oftmals kitschigen Sehnsuchtsmotiven auseinander - mit ihren Verheißungen, ihrer Integration in die alltägliche Lebenswelt sowie ihrer fortwährenden Tradierung und Rezeption.

LITERATURAUSSTELLUNG

HEIMWEH NACH DRAUSSEN. LIEBE UND LITERATUR IM ISARTAL

Das Münchner Literaturarchiv Monacensia

"auf Tournee" im Hollerhaus Irschenhausen

27.06.2014-14.09.2014

Schriftstellerinnen und Künstler entdeckten das Isartal ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ihnen gefiel die hügelige Voralpenlandschaft und die Mentalität der sinnenfrohen, bodenständigen Einheimischen. Die gepflegten Bauernhöfe mit buntleuchtenden Bauerngärten inmitten der fruchtbaren Wiesen inspirierten. Rainer Maria Rilke verbrachte den Sommer des Jahres 1897 mit seiner großen Liebe, der Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé, in Wolfratshausen. Franziska zu Reventlow genoss ihre Freiheit bei hüllenlosen Sonnenbädern an der Isar. Die Ausstellung zeigt, warum das Isartal um 1900 mit Fug und Recht das Liebesnest der Weltliteratur genannt werden darf.

AUSSTELLUNG

BROKEN. SLAPSTICK, COMEDY UND SCHWARZER

HUMOR

Sammlung Goetz im Haus der Kunst München

27.06.2014 – 18.01.2015

Schadenfreude ist eine zutiefst menschliche Eigenschaft. Dass Humor psychisch entlastend wirkt, hat schon Sigmund Freud beschrieben. In der Film- und Unterhaltungsindustrie haben sich mit Slapstick, Comedy und schwarzem Humor beliebte Genres entwickelt, um über das Missgeschick von anderen lachen zu können. Die siebte Ausstellung im Haus der Kunst versammelt 15 Arbeiten der Medienkunst aus der Sammlung Goetz, die diese Grenze ausloten und zum Teil bewusst überschreiten.

AUSSTELLUN

VON REMBRANDT BIS RICHTER –

MEISTERWERKE AUS DER GRAFISCHEN SAMMLUNG DES LANDESMUSEUMS OLDENBURG

Museum im Kulturspeicher

Würzburg

12.07.2014-28.09.2014

Sommerzeit ist Reisezeit! Das Museum im Kulturspeicher Würzburg hat von Juli bis September Gäste von der Waterkant: Mehr als 100 Blatt Grafik aus dem Landesmuseum in Oldenburg reisen nach Franken. Druckgrafiken, Zeichnungen und Aquarelle, die wegen des lichtempfindlichen Papiers meist im Magazin aufbewahrt werden. Die Ausstellung schlägt einen Bogen von Rembrandt über die Italienreisenden des 19. Jahrhunderts und die Künstler der Klassischen Moderne bis hin zu Malern unserer Zeit. Gleichzeitig wird damit eine besondere Sammlungsgeschichte sichtbar.

LITERATURFESTIVAL

WHITE RAVENS FESTIVAL FÜR INTERNATIONALE KINDER- UND JUGENDLITERATUR

Internationale Jugendbibliothek in der Blütenburg

München Obermenzing

19.07.2014-24.07.2014

Zum dritten Mal fliegen die weißen Raben ins Bücherschloss ein. Eine handverlesene Auswahl von 16 renommierten und vielfach ausgezeichneten Kinder- und Jugendbuchautorinnen und –autoren aus elf Ländern werden sechs Tage lang bayernweit „on Tour“ sein, ihre Bücher vorstellen und über sich und ihre Arbeit sprechen. Im Mittelpunkt steht dabei die Begegnung der Autoren mit ihren Lesern von der Vorschule bis in die Mittel- und Oberstufe. Am Eröffnungswochenende 19./20. Juli werden dort alle 16 Autoren auf einmal zu sehen sein und mit einem umfangreichen Programm mit Lesungen, Aktionen und Überraschungen auf die anschließenden Tage einstimmen.

AUSSTELLUNG

FORM FOLLOWS NATURE – NATUR ALS INSPIRATIONSQUELLE FÜR ARCHITEKTUR UND KUNST – FREI OTTO, FINSTERWALDER ARCHITEKTEN, CARSTEN NICOLAI

kunsthau kaufbeuren

Kaufbeuren

19.07.2014-16.11.2014

Spinnennetze, Seifenblasen, Knochen, Vogelnester: Die Natur dient seit jeher als Vorbild von Menschen geschaffene Konstruktionen. Ingenieure, Architekten und Künstler schöpfen aus ihrem Fundus und lassen sich von ihrer Formenvielfalt inspirieren. Die Arbeiten von Frei Otto, Finsterwalder Architekten und Carsten Nicolai zeigen aus verschiedenen Blickwinkeln die reflektierte Auseinandersetzung mit der Natur als Inspirationsquelle für Form, Technik und Struktur. Wie in einem Archiv werden die Modelle in Stahlregalen präsentiert. Karteikästen mit Plänen, Bildern und Texten laden den Besucher zum intensiven Studieren und Forschen ein.

AUSSTELLUNG

SPURENSUCHE – RÖNTGENBILDER AUS DEM ERSTEN WELTKRIEG

Medizinhistorisches Museum

Ingolstadt

17.7.2014-28.09.2014

In der Sammlung des Deutschen Medizinhistorischen Museums wird ein großformatiges Album aus dem Jahr 1916 aufbewahrt. Der aufwendig gefertigte Lederband birgt Bilder des Grauens: Röntgenbilder aus dem Ersten Weltkrieg von 81 verwundeten Soldaten, alle aus dem ersten Kriegsjahr, angefertigt in der Augenklinik Herzog Carl Theodor in München, die im Krieg als Vereinslazarett genutzt wurde. Das Album war ein Geschenk zum 59. Geburtstag für die Witwe Herzog Carl Theodors, die Inhaberin der Augenklinik. Das Album ist ein befremdliches Objekt, dessen Betrachtung viele Fragen aufwirft - nach den verwundeten Soldaten, ihrem Leben vor und nach dem Krieg; aber auch nach der Augenklinik Herzog Carl Theodor oder nach der Bedeutung der neuen Röntgentechnik für die Militärmedizin.

AUSSTELLUNG

KRIEG! BAYERN IM SOMMER 1914

Bayerisches Hauptstaatsarchiv

München

24.06.2014-01.08.2014

Archivalien veranschaulichen die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, die euphorische Begeisterung im "August-Erlebnis" der bayerischen Bevölkerung ebenso wie die patriotischen Kundgebungen angesichts des Kriegsausbruchs und des Auszugs der Truppen aus den Städten. Die Ausstellung zeigt 9 thematische Sequenzen, z. B. "Kriegsfurcht und der Kriegsschmerz", "Das Bild vom Gegner", "Der Krieg an der Litfaßsäule", "Der Krieg der Gelehrten und Künstler", "Die Schlacht in Lothringen" oder „Bilder vom Krieg“. Die 151 ausgewählten Archivalien aus der Zeit nach dem Attentat in Sarajewo bis etwa zum Jahresende 1914 wurden in dieser Form z. T. noch nie gezeigt.

AUSSTELLUNG

KRIEG! JUDEN ZWISCHEN DEN FRONTEN 1914-1918

Jüdisches Museum

München

09.07.2014-22.02.2015

Das Erleben jüdischer Soldaten und ihrer Familien während des Ersten Weltkriegs wird durch Feldpostbriefe, Tagebücher, Fotografien und andere persönliche Objekte in individuell beschreibbaren Momenten greifbar – der verstörende Alltag im Schützengraben und die religiöse Erfahrungsdimension, aber auch der überbordende Patriotismus und der Antisemitismus, der innerhalb des militärischen Apparats und auf gesellschaftspolitischer Ebene immer mehr zunahm und nach 1918 zu einem Krieg um die Erinnerung führte, der die deutsche Erinnerungskultur bis heute beeinflusst.

AUSSTELLUNG

„DIESER STELLUNGS- UND FESTUNGSKRIEG IST FÜRCHTERLICH“ –

KRIEGSBEGINN 1914

Reduit Tilly

Ingolstadt

28.06.2014-03.08.2014

Die bayerische Armee behielt auch im 1871 gegründeten Deutschen Reich ihre organisatorische Eigenständigkeit. In den ersten Wochen des Ersten Weltkriegs kam sie nahezu geschlossen in Lothringen und in den Vogesen zum Einsatz. Im weiteren Verlauf des Krieges wurde sie auf verschiedene Frontabschnitte verteilt. Die Schlacht in Lothringen im August und September 1914 war die letzte Schlacht, in der die Verbände der bayerischen Armee gemeinsam kämpften. Sie erlitten dort enorme Verluste, so dass sich der blutige Ernst dieses Krieges in kurzer Zeit dem ganzen Land mitteilte. Ein Anlass, den Ausbruch des Ersten Weltkriegs aus bayerischer Perspektive in einer Ausstellung zu beleuchten.

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE

Kunst statt Schokolade

Ein Gartenpavillon des Coburger Hofgartens als Bilderraum

Text: Christian Illies

Kunst muss besprochen werden. Auch das nachweislich schönste Gesamtkunstwerk Bayerns, der Coburger Hofgarten, teilt sich nur den Gehenden mit. Der Park erstreckt sich vom Platz zwischen Schloss Ehrenburg, dem Biedermeiertheater und den Arkaden bis hinauf zur mittelalterlich anmutenden hohen Veste mit ihren reichen Schätzen. Jeder Schritt gewährt neue Ausblicke durch das Grün auf die immer kleiner werdende Residenzstadt, die unten wie ein Theatrum Mundi ihr Stück aufführt. Der Hofgarten ist Teil dieser Inszenierung und überrascht mit heiteren oder dramatischen Einfällen, mit offenen Wiesen und Dickicht, mit Denkmälern, Brunnen oder einem von zwei Sphinxen bewehrten Mausoleum, die zwischen mächtigen

Buchen, Eichen und Trompetenbaum erscheinen, den Schritt bedächtiger werden lassen, und wieder abtreten. Auf halber Höhe dann die beiden barocken Gartenpavillons, von denen aus man wie aus einer Loge dem Schauspiel zuschauen kann. Hier saß Franz Josias, Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld und General der kaiserlichen Armee mit seinen Kavalieren und Hofdamen beim Nachmittagstee. Man kann sich vorstellen, wie ein junges „Schokoladenmädchen“, ähnlich dem, dessen anmutige Schönheit Jean-Étienne Liotard in seiner Pastellzeichnung festhielt, heißen Kakao servierte, während über den Sitzenden die Blätter der Pappeln im Spätsommerwind leise klingend schwirren.

Das Porzellangeschirr ist längst abgeräumt und der westliche Gartenpavillon hat nach langem Dornröschenschlaf eine neue Aufgabe. Im Innern findet man heute zwischen drei mächtigen Skulpturen des 19. Jahrhunderts eine noch junge Kunstwelt, die man mit den Augen genauso ‚begehen‘ muss wie den Hofgarten vor den hohen Fenstern. Es sind Arbeiten des Künstlers Benno Noll, der seit 2013 diesen Pavillon als Atelier und Ausstellungsraum nutzt. Das große Thema vieler seiner Werke ist der Raum und seine Bilder und Aquarelle laden ein zu künstlerischen Ortsbegehungen anderer Art. Sie zeigen Zimmer, Säle oder Bibliotheken, die sich in seltsamer Leere vor uns auftun. Dargestellt in matten Brauntönen auf unregelmäßigem Gipsgrund haben die großen Tafelbilder kaum perspektivische Schatten und Tiefen; sie erinnern an die mit rötlicher Sinnopia ausgeführten Vorzeichnungen der alten Freskenmaler. Noll gelingt so eine faszinierende Verschränkung von Innen und Außen: der Blick geht *in* den dargestellten Raum ohne wirkliche Tiefe, und die Oberfläche hat zugleich den harten Charakter der verputzten *Außenwand* eines Hauses. Die Sujets spielen diese Verschränkung von Innen und Außen weiter. Noll beschwört Räume, als wolle er uns Formen des Menschseins zeigen, die uns in ihrer fremden Größe überragen. In Nolls Aquarellen aus den letzten Jahren wird das Thema solcher einladend-abweisenden Räume mit einer anderen Technik variiert. Angeregt durch Fotos des Luftbildarchäologen Georg Gerster malt er detailgetreue Darstellungen von Ruinenstätten, antiken Tempeln oder einem Pueblodorf der Indianer im Chaco-Canyon. Aus großer Höhe fotografiert, durch teilweise verlaufende Farben und zugleich scharfe Linien verfremdet, wirken sie oft wie abstrakte Farbmuster, die sich erst beim näheren Hinschauen erschließen. Man erblickt Spuren vergangener

Welten, schaut auf sie und zugleich in sie. Denn nur die Mauern stehen noch; weil sie keine Dächer mehr haben, ist der Blick von Oben auch der Blick ins Innere. Ganz anders sind hier Innen- und Außenperspektive verbunden, nicht ein einzelner Raum, sondern Städte liegen vor uns, deren Reste in Nolls Darstellung eine eigene, neue Schönheit gewinnen. Selbst wenn dem Laien die Linien und Muster eher wie die Hieroglyphen einer unbekanntenen Sprache erscheinen, so lassen sie doch die Wirklichkeit und Würde anderer Welten ahnen. Friedrich Schillers 9. seiner Briefe über die ästhetische Erziehung kommt in den Sinn, wo er von Ruinen spricht, die noch die Ideale einer vergangenen Kultur verrieten: „Die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten.“ Und melancholisch fährt er fort: „Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen.“

Ein Weg durch den Coburger Hofgarten ist auch eine Wanderung durch die Zeit. Von der im Kern mittelalterlichen Veste, auf der einst Luther weilte, führt der Weg an den barocken Pavillons vorbei bis hinunter zu den Arkaden des Schlossplatzes aus dem frühen 19. Jahrhundert. Und auf der anderen Seite des Tales stellen sich Hochhäuser in der geschmacklosen Banalität des späten 20. Jahrhunderts zur Schau. Mehr oder weniger beredete „bedeutende Steine“. Auf dem Pavillon scheint noch das Licht von heiteren Spätsommertagen, und durch zerfallene Kuppeln und Mauerreste der Pueblo-Indianer lässt Benno Noll für einen Moment die Schönheit einer ausgelöschten, vergangenen Kultur aufleuchten. Auch der Künstler hinterlässt in seinen Bildern viele Zeitspuren, denen der Betrachter nachgehen kann. Schon die von Noll gerne gewählte freskoartige Technik erzählt von der Zeit: Weil der Kalkputz schnell bindet, mussten die alten Maler ihre mit Wasser verrührten Pigmente hastig „al fresco“, also in den frischen Putz malen. Die Tafelmalerei mit Ölfarben war eine große Erleichterung, weil man nun viel langsamer zu Werke gehen konnte. Wenn Noll nun in Anlehnung an die archaische Freskotechnik seine Tafelbilder malt (er nutzt pigmentiertes Fermacell, das er feucht mit Spateln auf Hartfaserplatten aufträgt), so dreht er die Geschichte gleichsam um. Im Pavillon treten wir auf eine längst vergangene Bühne einer anderen Zeit. Die festgehaltene Vergänglichkeit und das Spiel mit Innen und Außen sind die beiden Leitmotive der faszinierenden, mesmerisierenden Arbeiten Benno Nolls. Der Pavillon öffnet Kunsträume, die zum

Eintreten einladen, und die man verändert, nachdenklicher verlässt, um weiter durch den Hofgarten zu schreiten.

Der Hofgarten ist geprägt von der Bildungsidee des frühen 19. Jahrhunderts, das in der künstlich veredelten Natur einen Erfahrungsraum schaffen wollte, in dem Menschen etwas von einer idealeren Natur erleben und daran reifen können. Er ist mehr als bloße Natur, sondern zeigt die Schönheit, welche diese erreichen kann, wenn der Mensch sie als Kunstwerk formt und zu ihrer eigentlichen Bestimmung führt. Die Gartenkunst gibt nicht nur den Bäumen Freiraum, sich wie die Atlas-Zeder im Hofgarten ganz zu entfalten, sondern Natur und Kulturwerke werden zugleich zu einer ästhetischen Einheit zusammengeführt. Und wer durch diesen Garten geht, wird zu einem idealeren Menschen „gebildet“, indem er begreift und verinnerlicht, dass auch seine Natur durch Kultur zu einer höheren Harmonie geführt werden kann. Das ist nach Friedrich Schiller Aufgabe der Kunst, sie soll uns die Möglichkeit einer höheren Einheit zeigen. Als dieses Kunstideal schon längst am verblassen war, hat es Rilke in seinem bekannten *Torso des Apoll* noch einmal sprachlich verdichtet: „Denn da ist keine Stelle, die Dich nicht sieht/ Du musst Dein Leben ändern“. In diesem Sinne ist das *Theatrum Mundi* des Hofgartens nicht als Spektakel oder Schaubühne von Selbstinszenierung gedacht, sondern als ein Bildungsraum.

Und in dieses Programm einer Kunst, die den Betrachter verändert, fügen sich die Kunsträume Benno Nolls ein. Denn wer sich auf sein Vexierspiel von Innen und Außen, von Zeitfluss und erstarrter Vergangenheit einlässt, der wird *sich selbst* in besonderer Weise bewusst: Hier wird das einzigartige Vermögen des Menschen erlebbar: Wir sind genuin innen in unserem „Ich“, ein Ort der nur uns gehört, aber erleben uns zugleich als „Selbst“, als ein Wesen, das von anderen wahrgenommen wird und sich ihnen auf der Bühne des Lebens präsentiert. Wie in den Noll'schen Räumen erfahren wir uns immer schon in der Verschachtelung von Innen und Außen, die wir in einen Einklang bringen müssen. Das ist ein Prozess, so dass unser gegenwärtiges Ich und Selbst der Spiegel dieser Geschichte und des Erreichten ist. Mögen wir auch stetig fortschreiten, so sind wir in jedem Moment auch eine erstarrte Vergangenheit wie die Gipsfreskos von Benno Noll. In uns tragen wir die Geschichte und Geschichten unseres Lebens, die uns zu diesem Ich und Selbst haben werden lassen und dessen Spuren wir tragen. So wird der Gartenpavillon eine moderne

Fortsetzung und Teil jenes Bildungsprogramms, dem wir das schönste Gesamtkunstwerk Bayerns verdanken.

Text zum Autor:

Professor Dr. Christian Illies lehrt Praktische Philosophie an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.



COLLOQUIUM „BAYERN-SÜDTIROL“

„Ötzi“, der Mann aus dem Eis

Die älteste Feuchtmumie der Welt zu Besuch in München

Text: Angelika Fleckinger

Ein verletzter Mann schleppt sich mit letzter Kraft zum rettenden Passübergang – er hat es fast geschafft. Auf 3210 m ruht er sich aus – in einer vermeintlich sicheren Felsmulde, isst seine letzte Wegzehrung und dann passiert es doch: Ein Pfeil trifft ihn in die linke Schulter – er stürzt, schlägt mit dem Kopf auf einem Stein auf, verliert das Bewusstsein und stirbt innerhalb kürzester Zeit.

So haben sie wohl ausgesehen, die letzten Minuten des Mannes aus dem Eis, der dann wie durch ein Wunder über 5000 Jahre von Schnee und Eis umgeben erhalten geblieben ist. Vor mittlerweile über 22 Jahren wurde er in den Südtiroler Bergen gefunden und beschäftigt und fasziniert die Öffentlichkeit nach wie vor.

Einblicke in den steinzeitlichen Alltag

Der im Südtiroler Archäologiemuseum (Bozen) der Öffentlichkeit präsentierte Mann aus dem Eis gehört zu den bedeutendsten und bekanntesten Mumien der Welt – aber nicht nur der Körper ist aufgrund des ausgesprochen guten Erhaltungszustands einmalig, sondern auch die vielen Beifunde aus organischen Materialien. Seine Bekleidung und Ausrüstungsgegenstände geben einen bislang unbekanntem Einblick in das Alltagsleben eines steinzeitlichen Alpenbewohners.

Zahlreiche Teams von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern haben sich mit Detailfragen zum Leben des Mannes aus dem Eis beschäftigt, Archäotechniker und Archäologinnen und Archäologen mit der Kleidung und den Ausrüstungsgegenständen und die international renommiertesten Forscherinnen und Forscher aus den unterschiedlichsten Fachrichtungen mit der Untersuchung der Mumie selbst: Aber lange nicht alle Geheimnisse sind gelüftet.

In der Wanderausstellung des Südtiroler Archäologiemuseums, die noch bis zum 31. August 2014 in der Archäologischen Staatssammlung in München unter dem Titel „Ötzi 2.0 – Neues von der Eismumie“ zu sehen ist, werden der Fundkomplex und die neuesten Forschungsergebnisse in kompakter und allgemein verständlicher Form vorgestellt.

Auf den ersten Blick dominieren zwei Materialien das Ausstellungsdesign: Die Kupferoberflächen symbolisiert die Zeit, in der der Mann aus dem Eis gelebt hat, also die Kupferzeit vor über 5000 Jahren – die Zinkverblendungen das Element „Eis“, das den Fund über fünf Jahrtausende konserviert hat. Anhand von digitalen Textpaneelen, Videos, interaktiven Stationen und Rekonstruktionen der Mumie selbst und der Ausrüstung und Bekleidung wird die Geschichte des Mannes aus dem Eis aufgerollt.

Am Beginn des Rundgangs werden die Besucherinnen und Besucher in die Bergwelt der Ötztaler Alpen versetzt, die Berge, die dem Mann aus dem Eis auch den Kosenamen „Ötzi“ eingebracht haben.

Alles begann am 19.9.1991, als die Mumie aus dem Eis von einem Ehepaar aus Nürnberg in einer Felswanne auf über 3200 m entdeckt wurde. Die Ausstellung spielt sich weiter über die unglückliche Bergung, bei der leider kein Archäologe anwesend war und die sich über Tage hinzog, hin zur Erkenntnis, dass es sich hier um die älteste Feuchtmumie der Welt handelt, die Ötzi schließlich auf die Titelblätter internationaler Zeitschriften brachte.

Ein gewaltsamer Tod

Zahlreiche Forschungsergebnisse der vergangenen Jahre fließen in die Ausstellung ein, angefangen bei den Anomalien, die am Körper festgestellt werden konnten, die über 50 Tätowierungen oder auch die bisherigen Untersuchungen zu seiner Ausrüstung und seinen Lebensumständen.

Dabei stossen v.a. die Erkenntnisse rund um seine Todesumstände auf sehr großes Interesse. 2001 konnte bei der Anfertigung von neuen Röntgenbildern eine Pfeilspitze in seiner linken Schulter entdeckt werden, die eindeutig belegt, dass Ötzi eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Er muss wohl innerhalb von wenigen Minuten verblutet sein. Bestätigt werden konnte das durch erneute computertomografische Untersuchungen im Jahre 2005, bei denen deutlich wurde, dass der Pfeil beim Eindringen in den Körper ein großes Blutgefäß verletzt hat. Eine Schädelfraktur und eine massive Blutung im Gehirn, die zeitgleich mit der Schussverletzung zustande gekommen sein müssen, bestätigen zudem den raschen Tod.

Ein Mann auf der Flucht

Bereits vor Jahren konnten mehrere Wunden an der Hand und am Rücken des Mannes aus dem Eis festgestellt werden. Eine tiefe Schnittwunde zwischen Zeigefinger und Daumen der rechten Hand wurde ihm mindestens 2-3 Tage vor dem Tod zugefügt, während an der Einschussstelle des Pfeiles keinerlei Heilungsspuren festgestellt werden konnten. Dennoch ist ein gewisser Zusammenhang der beiden Verletzungen nicht auszuschließen, zumal die Handverletzung auf einen Nahkampf wenige Tage vor seinem Tod hinweist. Vermutlich war Ötzi auf der Flucht – ein Szenario, das auch durch die unvollständige und beschädigte Ausrüstung unterstützt

wird. So war etwa die Verstrebung des Köchers gebrochen, der Bogen noch nicht fertig gearbeitet und der Kinnriemen seiner Bärenfellmütze gerissen.

2010 konnte zum ersten Mal Blut in Form von roten Blutkörperchen im vermeintlich blutleeren Körper des Mannes aus dem Eis nachgewiesen werden. Diese sind in Größe und Form absolut identisch mit heutigen, frischen Erythrozyten. Lediglich von ihrer Elastizität haben sie in den über 5000 Jahren im Eis etwas eingebüßt und sind im Vergleich zu modernen Proben etwas weicher geworden. Durch den Nachweis von Fibrin, das sich sehr rasch nach der Blutgerinnung abbaut, im Bereich der Pfeilwunde konnte zudem eindringlich bestätigt werden, dass der Mann aus dem Eis die Pfeilschussverletzung nicht lange überlebt hat.

Die letzte Mahlzeit: Steinbockfleisch

Bei einer wiederholten Auswertung der radiologischen Aufnahmen des Mannes aus dem Eis wurde Ötzis Magen identifiziert, der entgegen früherer Annahmen mit Speiseresten gefüllt war. Analysen zeigen, dass seine letzte Mahlzeit, die er wohl höchstens eine Stunde vor seinem Tod zu sich genommen hat, aus einer Mischung aus Steinbock- und Hirschfleisch mit einem hohen Fettanteil und Getreide bestand.

Um einen detaillierten Einblick in das Erbgut des Mannes aus dem Eis zu erhalten, wurde im Labor für alte DNA des Instituts für Mumien und den Iceman an der EURAC (Bozen) eine Knochenprobe des Mannes aus dem Eis ausgewertet. Dabei ist es erstmals gelungen, 96% des Zellkern-Genoms zu isolieren. Die Analyse ergab detaillierte Informationen zu Ötzis Aussehen und Körperfunktionen, neue Einblicke in seine Herkunft und Abstammung sowie Hinweise auf Erkrankungen und Krankheitsanlagen. So zeigte die genetische Untersuchung, dass Ötzi braune Augen hatte und keine blauen, wie bisher angenommen wurde, und dass er der Blutgruppe 0 positiv angehörte.

Laktoseintoleranz und Borreliose

Überraschend war, dass der Mann aus dem Eis einige genetisch bedingte Krankheitsanlagen in sich trug. Insbesondere ein stark erhöhtes Risiko für Herz- und Kreislauferkrankungen, die ihn möglicherweise anfällig für einen Herzinfarkt oder

Gehirnschlag gemacht hätten, wäre er nicht durch den Pfeilschuss vorzeitig getötet worden. Zudem belegen seine Gene auch, dass er laktoseintolerant war, was bedeutet, dass er keinen Milchzucker verdauen konnte, wie vermutlich der Großteil seiner Zeitgenossen.

Die Untersuchung des Gesamterbguts erlaubte auch einen Blick auf das Y-Chromosom, also das männliche Geschlechtschromosom, das die männliche Verwandtschaftslinie widerspiegelt und somit Einblicke in die Bevölkerungszugehörigkeit und Abstammung gewährt. Der Mann aus dem Eis gehört der sehr seltenen Haplogruppe G2a4 an, die heute auf dem europäischen Festland sehr selten ist. Lediglich auf Sardinien und Korsika ist die Ötzi-Haplogruppe noch relativ häufig anzutreffen. Daraus lässt sich schließen, dass der Mann aus dem Eis und die Bevölkerung Sardiniens und Korsika ursprünglich gemeinsame Vorfahren hatten, die im Neolithikum in Europa eingewandert sind. In weiten Teilen Europas wurden die Vertreter dieser Gruppe im Laufe der Zeit verdrängt oder haben sich mit anderen Bevölkerungsgruppen vermischt – nur auf den isolierten Mittelmeerinseln konnte sich diese ursprüngliche Bevölkerung bis in die heutige Zeit in größerer Zahl halten.

In Ötzis Genom konnten auch Spuren von Borrelien, also von Zecken übertragene Bakterien, die die Infektionskrankheit Lyme-Borreliose verursachen nachgewiesen werden. Diese Entdeckung ist der älteste Beleg für Borreliose überhaupt und zeigt, dass Zecken schon vor 5000 Jahren eine Gefahr für Menschen und Tiere darstellten. Viele dieser Forschungsergebnisse wären vor über einem Jahrzehnt undenkbar gewesen und verdeutlichen, dass die wissenschaftliche Arbeit am Mann aus dem Eis noch lange nicht abgeschlossen sein wird. Technische Möglichkeiten werden neue Fragestellungen aufwerfen und uns einen noch detaillierteren Einblick in das Leben dieses Mannes geben.

Lange nicht alle Geheimnisse um Ötzi sind gelüftet und laden die Besucherinnen und Besucher in Bozen und noch bis Ende August in München ein, ihre eigenen Gedanken einzubringen. Warum war Ötzi unterwegs? Warum wurde er getötet? War er alleine? Warum wurde er nicht beraubt? Fragen, die zeigen, dass hier Archäologie

im wahrsten Sinne des Wortes ein Gesicht bekommen hat und Menschen durch das Schicksal eines Einzelnen berühren kann.

Text zum Autor:

Dr. Angelika Fleckinger ist Direktorin des Südtiroler Archäologiemuseums.





Von Grenzgängern, Gipfelstürmern und Gesundheitsaposteln

Über die historischen Anfänge eines touristischen Dauerbrenners

Text: Engelbert Schwarzenbeck

Als im Sommer 1814 die letzten Bayern Tirol verließen, ging eine unglückselige Ära zu Ende. Nach dem Militärbündnis zwischen München und Wien und nach der Niederlage Napoleons hatte sich die Stimmung zwar gebessert, aber die Folgen des Krieges und der Bayern-herrschaft spürte man in Tirol noch lange. Das politische Klima blieb über Jahrzehnte verdüstert und das Leben an der Grenze normalisierte sich nur langsam. Tirol, das ein Bauernland war, war immer auf bayerische Getreidelieferungen angewiesen. Als diese ausbleiben und sich Missernten häuften, wuchsen Not und Elend. Zudem zersplitterten Kinderreichtum und Realteilung den bäuerlichen Besitz und so mussten viele Tiroler ihr Glück beim Nachbarn im Norden suchen.

Mitte des 19. Jh. erreichte das Bevölkerungswachstum in Tirol seinen Höhepunkt und damit stieg auch die Zahl der Wanderarbeiter auf jährlich 50.000 an. Immer mehr Menschen mussten zeitweise oder für immer ihre Heimat verlassen und sich als Zimmerleute, Maurer oder Stuckateure verdingen. Viele Tiroler zog es in die schwäbischen Industriezentren von Augsburg und Lechhausen, wo sie in Fabriksiedlungen lebten, Vereine gründeten und Weinstuben unterhielten. Aus dem Fassatal marschierten Wandermaler zu Fuß bis nach Südbayern. Wenn sie sich mit Pinsel und Farbe auf den Weg nach Norden machten, brachten sie auch die Bilderwelt und Symbolik ihrer ladinischen Heimat mit. Die Holzschnitzerei im Grödental, im 18. Jh. noch ein bäuerlicher Nebenerwerb, entwickelte sich hundert Jahre später zur florierenden Heimindustrie. Jährlich verließen riesige Mengen von Holzspielzeug das Grödental: Puppen in allen Größen, Schaukelpferde, Tierfiguren.

Anfangs bemalte man die Holzfiguren aus Gröden in Oberammergau, bevor sie in Bayern verkauft wurden.

Maler und Literaten als Wegbereiter

Wer in der 1. Hälfte des 19. Jh. von Bayern nach Tirol reiste, hatte meist berufliche Gründe. Nur die wenigsten taten dies zum Vergnügen, zumal das Fahren mit der Kutsche unbequem und langwierig war. Für eine Fahrt von München nach Innsbruck brauchte man bis zu 30 Stunden. Die meisten waren nur auf der Durchreise, aber immer mehr wählten Tirol auch als Ziel. Eine beliebte Rast auf dem Weg nach Süden war Brixen, wo man gern im Gasthof „Elephant“ abstieg, dem wohl besten Hotel in dieser Region. Die Reisenden waren in der Mehrzahl Aristokraten, Kaufleute und Bildungsbürger, doch die eigentlichen Wegbereiter einer touristischen Bewegung waren Schriftsteller und Maler aus Bayern. Voll Tatendrang und Entdeckerlust erklimmen sie Gipfel, durchwanderten Täler und schilderten die Schönheit der Landschaft sowie die Ursprünglichkeit der Menschen.

Wie die Sommerfrische über die Alpen kam

Auf dem Weg nach Süden wurden viele Künstler magisch von Klausen am Fuß des Klosters Säben angezogen. In dem engen, verwinkelten Ort glaubten sie, den Idealtypus eines mittelalterlichen Städtchens gefunden zu haben. Die reichverzierten Erkerfenster, die bunten Fassaden, die kleinen Handwerkerstuben und die einladenden Gasthäuser begeisterten die Maler. Wo sich einst schon Dürer inspirieren ließ, wuchs eine Künstlerkolonie heran. Am Ritten vorbei, der Geburtsstätte der Sommerfrische, führte der Weg hinunter nach Bozen, der reichsten und heißesten Stadt Tirols. Hier begegnete dem Reisenden aus Bayern zum ersten Mal der Süden: „Die italienischen Landleute, die auf dem Markt sitzen oder unter den Lauben rasten, die italienischen Aufschriften über deutschen Warengewölben, das offene Leben vor den Kaffeehäusern ... erinnert, dass man an den Thoren von Wälschland steht“, notierte Ludwig Steub damals begeistert. Seine literarische Betrachtung „Drei Sommer in Tirol“ sollte in Bayern zum Bestseller werden. Steub war es auch, der den Begriff „Sommerfrische“ – in Tirol schon lange gebräuchlich – im gesamten deutschen Sprachraum verbreitete. Besonders der Schriftsteller

Heinrich Noé aus München wurde mit seinen zahlreichen Aufsätzen und Artikeln zu einem Entdecker und Kenner Tirols, dem die Stadt Bozen ein Denkmal errichtete.

Lärchenbadewannen und Kegelbahn

In den Anfangszeiten des Tourismus reiste man gerne der Gesundheit wegen und bereits 1830 waren in Tirol über 120 Bäder in Betrieb. Eines der ältesten „Bauernbad“ liegt in Abfaltersbach im Hochpustertal, und ist noch im Originalzustand erhalten. 1772 ganz aus Holz errichtet, wird seither ohne Unterbrechung das Schwefelwasser genutzt. Heute wie damals steigt man in geräumige Lärchenbadewannen, um Gelenkschmerzen, Rheuma und Ischias zu heilen. Fast jedes „Bauernbad“ verfügte über ein Gasthaus mit Kegelbahn, wo es oft hoch herging.

Bereits 1835 hatte der Münchener Kaufmann Georg von Kloeber für eine Bahnverbindung von Bayern über Tirol nach Oberitalien plädiert. 1864 dann wurde die Strecke zwischen Innsbruck und Bozen von Carl von Etzel in Angriff genommen, dessen Bronzestatue noch heute am Brennerbahnhof wacht. Die schwierige Trassenführung durch Schluchten und Berge erforderte zahllose Brücken und Tunnels. Nach nur drei Jahren Bauzeit, ohne jede Maschine, war die „Weltbahn“, wie die Brennerbahn damals hieß, fertig gestellt. Sie kurbelte die Wirtschaft an und verdoppelte in Südtirol die Zahl der Übernachtungen auf einen Schlag.

Die „Weltbahn“ führte Sisi nach Meran

Im Schloss Trauttmansdorff bei Meran mietete sich die österreichische Kaiserin Elisabeth mit ihren Töchtern ein, immer auf der Flucht vor dem höfischen Zeremoniell. Vier Reisen führte die Wittelsbacherin nach Tirol. Angezogen vom milden Klima und dem südländischen Pflanzenreichtum, erforschte sie die Umgebung Merans. Für den aufstrebenden Kurort bedeuteten Sisis Besuche eine enorme Aufwertung und immer mehr prominente Gäste folgten dem kaiserlichen Beispiel und nahmen Quartier in Meran. Trauben- und Molkekuren wurden propagiert, eine Kaltwasser- Heilanstalt und ein Kursaal errichtet und sogar eine bayerische Hofapotheke stand bereit. Das elegante Jugendstil-Theater von Meran entwarf der Münchner Architekt Martin Dulfer. Lange praktizierte hier auch Sisis

Bruder Karl Theodor, Herzog in Bayern, als Augenarzt und seine Büste erinnert noch daran, dass er die Tiroler oft kostenlos operiert hatte.

Ein wenig im Schatten von Meran stand der Kurort Gries bei Bozen, obwohl es sich ebenfalls dem Nobeltourismus verschrieben hatte. In Gries entstanden mondäne Hotels mit üppigen Fassaden, Säulen und Giebeln sowie großzügigen Gesellschaftsräumen. In diesen „Schlössern des Bürgertums“ durfte sich endlich auch der Mittelstand auf eine Stufe mit dem Adel stellen – sofern er sich die Preise leisten konnte. Der örtliche Klerus war gar nicht begeistert von den Segnungen des Fremdenverkehrs und wetterte gegen die sündhaften Versuchungen und Verlockungen. In abgelegenen Tälern wuchsen Luxusherbergen empor, wie das Grandhotel „Brennerbad“, das über Zimmer mit Zentralheizung, Frisiersalons, Tennisplätze, ja sogar eine Kapelle verfügte. Heute ist von der ganzen Pracht nur noch die Kapelle erhalten...

Gletscherpfarrers Berg-Sehnsucht

Die schneebedeckten Gipfel waren näher gerückt und die Eroberung der Tiroler Bergwelt konnte beginnen. „Die Alpen von Tirol sind des Bayerlands Gebirge und ihre blauen Zinnen wecken von Jugend auf unsere Sehnsucht.“, schwärmte Ludwig Steub. Einer der Pioniere des Alpin-Tourismus war Franz Senn, genannt der „Gletscherpfarrer“. Der Mitbegründer des Alpenvereins hatte sehr früh erkannt, dass es den Bergfreunden an Unterkünften fehlte. Jetzt ging die Erschließung der Tiroler Berge zügig voran und der Alpenverein ließ Schutzhütten bauen, Wege anlegen und Führer ausbilden. Immer mehr naturbegeisterte Bayern strömten nach Tirol und so manche Erstbesteigung ging auf ihr Konto. Dem Münchner Georg Winkler gelang es, einen der schwierigsten Gipfel im „Rosengarten“ zu bezwingen, der seitdem seinen Namen trägt.

Mit dem Automobil nach „Oster-München“

Viele Pässe und Täler hatten seit 1870 bessere Straßen erhalten. Das erste Autorennen in Tirol, eine Fernfahrt zwischen Bozen und München 1899, war noch ein echtes Abenteuer. Bald knatterten die ersten Automobile über die Bergpässe und demonstrierten, dass ein neues Zeitalter angebrochen war. Die „Reise nach Tirol“

wurde zum beliebten Gesellschaftsspiel nördlich der Alpen, zum Wunschtraum für Jung und Alt, dessen Erfüllung immer näher rückte. An Ostern 1914 stellte der große Essayist Josef Hofmiller erstaunt fest: „Tausende von Deutschen sind alljährlich in Südtirol gewesen. Bozen war so besucht von Münchnern, daß es im Scherz...Oster-München genannt wurde.“

Ein Münchner Kunstpapst aus Tirol

Für viele Tiroler lag München nicht nur geografisch näher als Wien, es hatte auch einiges zu bieten: klassizistische Bauten, Museen von Weltformat und eine berühmte Kunstakademie. Auch den Tiroler Franz Defregger zog es an die Isar. Der gelernte Holzschnitzer wurde in die Akademieklasse Karl von Pilotys aufgenommen. Mit der für ihn typischen Mischung von Genrebild und Historienmalerei wurde Defregger zu einem der bedeutendsten Vertreter der „Münchner Schule“ und unterrichtete ab 1878 an der Kunstakademie. Die Verbindung zur bäuerlichen Welt Tirols ließ er nicht abreißen, auch wenn er in München bald zum „Kunstpapst“ avancierte. Ansehen und Einkommen wuchsen, bald folgten der Adelstitel und wenig später die Ehrenbürgerschaft. Unter den Tiroler Künstlern, die nach München pilgerten, war auch Eduard Thöny aus Brixen. Defregger ließ den Sohn des Freundes in seinem Haus in Schwabing wohnen. Thöny besuchte die Kunstakademie und wollte ursprünglich Historien- und Genremaler werden. 1896 wechselte er dann zur Satirezeitschrift „Simplizissimus“, für die er fast 50 Jahre zeichnen sollte.

Inspirierender Südtiroler Wein

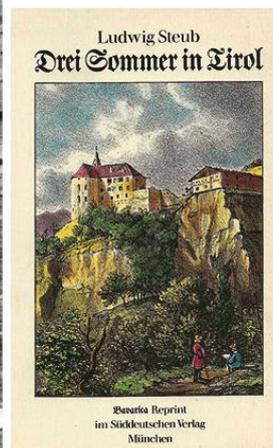
Ob aus Bayern oder Tirol, für zahllose Künstler wurde das „Batzenhäusl“ in Bozen zum Musentempel. In der urigen Weinschänke ließen sich Maler, Poeten und Gelehrte vom St. Magdalener inspirieren, so auch Defregger, Steub und Ganghofer. Dutzende von Künstlern vermachten dem Wirt Zeichnungen, Gemälde und Skulpturen. Heute hängen in dem beliebten Weinlokal noch die Kopien, die Originale der wertvollen Bildersammlung sind auf Burg Prösels ausgestellt. Als im Mai 1915 die Katastrophe des Ersten Weltkriegs über Tirol hereinbrach, fand auch die Künstlerwallfahrt zum „Batzenhäusl“ ein jähes Ende.

Dem Grauen des Krieges folgten die Teilung des Landes, die faschistische Gewaltherrschaft, Unterdrückung und Gleichschaltung. Trotz dieser Rückschläge

blieben die reiselustigen Bayern auch in diesen schweren Zeiten nicht aus. Als in den 90er Jahren mit dem Autonomiestatut wieder Normalität einkehrte, schwoll auch der Urlauberstrom nach Süden an. Bayern und Tiroler kennen und schätzen sich seit jeher. Bei aller Verschiedenheit ist man sich doch sehr ähnlich, denn Sprache, Mentalität, Brauchtum und Lebensart bilden ein solides Fundament. Da ist es nicht verwunderlich, dass auch das kulturelle Band, historisch gewachsen, über Jahrhunderte gehalten hat. Und zuweilen hat es sogar den Anschein, als ob Tirol das andere, das urtümlichere Bayern ist.

Text zum Autor:

Dr. Engelbert Schwarzenbeck, langjähriger Redaktionsleiter Geschichte beim Bayerischen Fernsehen, hat die dreiteilige Dokumentation "Bayern und Tirol" konzipiert und bei der 3. Folge auch Buch und Regie geführt.



COLLOQUIUM BAYERN-SÜDTIROL

Hütthioler –

Südtiroler Schwabenkinder in Bayern

Text: Ernst H. R. Büttner

„Die Armuth, welche in vielen Thälern Tirols, besonders im Oberinnthal und Vintschgau, herrscht, zwingt nicht nur die Erwachsenen, sondern auch die Kinder den Wanderstab zu ergreifen und sich in der Fremde ihr Brod zu suchen.“

So umschrieb der gebürtige Vorarlberger Schriftsteller, Volkskundler und Kulturhistoriker Dr. Ludwig von Hörmann in seinem 1877 veröffentlichten Büchlein „Tiroler Volkstypen – Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen“ die Situation in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie.

Arbeitsmigration in unserem alpenländischen Raum ist ein sozialgeschichtliches Phänomen, das bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht. Eine besondere Form der Arbeitsmigration im Alpenraum bildeten hierbei die saisonalen Wanderungen von Kindern armer Bergbauern und Tagelöhnern aus Nord- und Südtirol, Vorarlberg, der Schweiz und Liechtenstein. Es waren die Zeiten bitterer Armut, die viele Bewohner aus dem deutschsprachigen Alpenraum über Jahrhunderte hinweg dazu zwangen, ihren Broterwerb in der Fremde zu suchen. Im 19. Jahrhundert erlebte diese saisonale Arbeitsmigration ihren Höhepunkt. Die Not war so groß, dass selbst Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren über den Sommer nach Süddeutschland, primär ins Schwabenland und das nahe Allgäu, verschickt wurden.

Zur Arbeit in die Fremde

Zu Tausenden zogen sie vornehmlich aus den kargen Bergregionen in die Gebiete nördlich des Bodensees. Diese so genannten „Schwabenkinder“, die daheim die blanke Not vom Tisch trieb, wanderten alljährlich im zeitigen

Frühjahr, meist um Josefi (19. März) in regelrechten Kinderzügen, oft begleitet von einem Erwachsenen oder einem kundigen Führer, über die noch schneebedeckten Alpenpässe zu den Gesindemärkten in Oberschwaben und im Allgäu, wo sie vorwiegend an wohlhabende Bauern vermittelt wurden. „Die meisten dieser guten Kinder sammeln sich zur Marktzeit in der Reichsstadt Kempten, wo sie den Bauern um die leidentlichsten Bedingungen zu Gebote stehen. Sie folgen dann ihren neuen Herren in das Kemptische, Königseck-Rothenfelsische und Isnische Gebieth, in welchem die wegen ihrer guten Weide berühmten Algauischen Alpen größentheils liegen.“ Was der österreichische Volkskundler Josef Rohrer in seinem 1796 veröffentlichten Buch „Uiber die Tiroler“ nicht ohne ein gerüttelt Maß an Empathie beschreibt, ist ein Stück Elendsgeschichte, die möglicherweise auch Ignatz Hamm aus Stilfs im Vinschgau widerfuhr. Er hatte nach seinem beschwerlichen Fußmarsch von gut 220 Kilometern einen Dienstplatz in der Obergünzburger Gegend bei dem Ökonom Franz Josef Karg gefunden – als „Dienstbube“ vom 22. März bis zum 10. November 1867, wie dem Dienstboten- und Gesellenregister der Marktgemeinde Obergünzburg zu entnehmen ist. Besonders interessant ist der beigefügte Vermerk über gute Führung.

So wie den Dienstbuben aus Stilfs traf es viele schulpflichtige Kinder und Jugendliche aus dem Vinschgau. Über mehrere Jahrhunderte mussten diese den Sommer über ins Süddeutsche zum Arbeiten, um ihren Familien zu Hause das Überleben zu sichern. Wann genau diese temporäre Abwanderung begann, lässt sich nicht zweifelsfrei belegen. Gesicherte Quellen für dieses Phänomen lassen sich derzeit erst für das Ende des 18. Jahrhunderts identifizieren. Über die wesentlichen Beweggründe indessen sind sich die Historiker einig.

Die Armut zu Hause

Ausschlaggebend war die Überbevölkerung der Region, die exponierte ökonomische Situation der vorwiegend kleinbäuerlichen Bevölkerung, relativ unfruchtbare Ertragsflächen und die Bodenknappheit. Hierzu sei eine Statistik des Südtiroler Historikers Michael Lochmann angeführt, die dies drastisch vor Augen führt: Demnach betrug im Jahre 1893 die Bevölkerungszahl Tirols ca. 805.000 Personen. Im selben Jahr wurden 14.330 Tonnen Weizen geerntet.

Dies ergibt pro Einwohner 49 Gramm pro Tag. Zur Verschärfung dieser Verelendung trug der Kinderreichtum im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert bei, der auf die Fortschritte im Gesundheitswesen zurückzuführen ist. Familien mit über zehn Kindern waren keine Seltenheit. Dazu kam die gängige Praxis der Erbfolge. Im Vinschgau und im oberen Inntal wurde im Erbfall meist die Realteilung praktiziert – mit oft fatalen sozialen und ökonomischen Folgen. In der Landwirtschaft führte die fortgesetzte Realteilung zu einer Aufsplitterung der Nutzflächen in eine Vielzahl kleiner Äcker und Parzellen. Diese brachten kaum Ertrag und ein relativ hoher Anteil der nutzbaren Fläche ging zudem für Grenzstreifen und Zufahrtswege verloren. Im Zusammenhang mit der Realteilung barg besonders der Kinderreichtum ein hohes Armutsrisiko in sich. Zahlreiche Familien waren verschuldet und die Folgen von Naturkatastrophen (Missernten) oder Kriegen verschärfen diese Krisensituation drastisch. Staatliche Maßnahmen wie z. B. Ehebeschränkungen blieben nahezu wirkungslos. Das Zusammenwirken der Folgen von Überbevölkerung, Kleinbesitz und Armut blieb über Jahrhunderte wirksam und verhinderte eine spürbare Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Situation.

Ein Esser weniger am Tisch

Dadurch, dass zwischen Josefi und Martini (11. November) mindestens ein Esser weniger am Tisch saß, konnten die kärglichen Vorräte an Lebensmitteln geschont werden. Die Unterrichtspflicht wurde bereits von Maria Theresia 1774 für Österreich und die unter habsburgischer Herrschaft stehenden Länder durch Unterzeichnung der „Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt und Trivialschulen in sämtlichen Kayserlichen Königlichen Erbländern“ generell eingeführt. Dies bedeutete für viele Familien eine Zäsur, entzog es doch deren „kostengünstige“ Arbeitskräfte und belastete die ohnehin angespannte wirtschaftliche Lage. Das Gesetz wurde in der Folge rasch gekippt und durch eine „Schulbesucherleichterung“ ersetzt. Kinder, die zum Lebensunterhalt ihrer Familien beitragen mussten, besuchten lediglich die Winterschule. Ab dem Jahre 1833 benötigten die Hütekinder eine Bescheinigung („Dispens“) über die Befreiung von der Sommerschule.

Auf dem Hungerweg nach Süddeutschland

Was bei Othmar Franz Lang in seinem berührenden Büchlein „Hungerweg“ trefflich beschrieben ist, endet für seine Protagonisten aus dem Vinschgau zunächst auf dem Hüttekindermarkt zu Ravensburg. Es war dies eine lange und entbehrungsreiche Reise. Zunächst galt es den 1.508 Meter hohen Reschenpass zu überwinden. Versammelt im Dorf, begleitet von einem Elternteil oder einem geistlichen Herren, machten sie sich auf den Weg. Auf der Strecke bis zum Reschen schlossen sich nach und nach die Kinder aus allen Obervinschger Orten an. Der zweite Tagesmarsch führte bis nach Prutz ins Oberinntal, dann bis Pettneu oder St. Anton am Arlberg. Am dritten Tag ging es in sechs Stunden über den meist noch schneebedeckten Arlberg. Den Weg bis Ravensburg legten die Kinder innerhalb von acht Tagen zurück.

Ähnlich lange währte die Reise derer, die zu den Gesindemärkten nach Bayern aufbrachen. Die Route führte via Reschen nach Imst, weiter über den Fernpass nach Reutte, um zu den Märkten in Füssen, Kempten oder Kaufbeuren zu gelangen. Als wichtigster Marktort für die Verdingung der jugendlichen Saisoniers galt Kempten, der bereits 1796 bei Josef Rohrer Erwähnung findet. Bestätigung erfährt dies u. a. auch durch Siegfried Laferton, einem profunden Kenner der Hüttekindersituation in Bayern. Seine Zulassungsarbeit – „Tiroler Hüttkinder in Bayerisch-Schwaben“ – im Rahmen eines Lehramtstudiums ist eine der raren Quellen, die hierüber verlässlich Auskunft gibt. Der studierte Volkskundler lebt und arbeitet in Marktoberdorf.

EU-Projekt zur Migrationsgeschichte im Alpenraum

Das für dieses Geschichtsprojekt federführende Bauernhaus-Museum im baden-württembergischen Wolfegg setzt sich in einer interaktiven Dauerausstellung mit dem sozialgeschichtlichen Phänomen der über 300 Jahre andauernden „Schwabengängerei“ auseinander. Seit Frühjahr 2012 werden hier die jüngsten Ergebnisse der mehrjährigen Forschungsarbeiten präsentiert. Im gleichen Jahr zog das Vinschger Museum nach. In Kooperation mit dem Museum Schloss Landeck wird in Schluderns das einfache Leben im Vinschgau und der Aufbruch in die Fremde thematisiert. Laut dem Südtiroler Historiker Andreas Paulmichl kamen die zahlenmäßig stärksten Kindergruppen aus den

Ortschaften Prad, St. Valentin, Graun und Reschen. Ihr Ziel waren die Kindermärkte am Bodensee, wo sich die Buben und Mädchen als Hirten, Knechte und Dienstmägde für den Sommer verdingten. Von 1834 bis 1917 sind an die 1.800 Vinschger Kinder in den oberschwäbischen Dienstbotenverzeichnissen dokumentiert. Die Ausstellungen in Wolfegg und in Schluderns sind eigentlich nur das öffentliche „Schaustück“ der Forschungsarbeiten zu dem von der EU grenzüberschreitend geförderten Projekt „Die Schwabenkinder“. Zusammen mit 30 Projektpartnern aus Baden-Württemberg, Vorarlberg, Tirol, Graubünden, Liechtenstein und Südtirol begeben sich Historikerinnen und Historiker aus fünf Ländern auf deren Spuren. Die grenzübergreifende Zusammenarbeit setzt sich aus mehreren Projekt-Bausteinen zusammen: Ausstellungen, gemeinsame wissenschaftliche Recherche und das Erstellen einer Datenbank. Entwicklung museumspädagogischer Angebote, Workshops und Konferenzen, die Rekonstruktion der historischen Routen der Schwabengänger sowie der Austausch von Informationen und Kontakten. Die jüngsten Erkenntnisse zum Stand der Erforschung dieser temporären Abwanderung von Kindern und Jugendlichen aus dem Alpenraum finden sich auch in dem Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung „Die Schwabenkinder – Arbeit in der Fremde vom 17. Bis 20. Jahrhundert“.

Forschungsbedarf in Bayern

„Es gab sicher auch tragische Schicksale, aber den meisten Schwabenkindern ging es im Schwabenland gut“, resümiert Irene Hager von Strobele, die Kuratorin der Ausstellung in Schluderns. Ob dies so auch für die ins Bayerische verdingten jungen Südtiroler Saisonarbeiter zutrifft, ist wissenschaftlich (noch) nicht belegt, wie die Historikerin und Leiterin des EU-Projekts, Christine Brugger M.A. ausführt: „Im baden-württembergischen Raum konnten im Rahmen des Interreg-Projektes Quellen in den Ortsarchiven ausgewertet werden – so genannte Dienstbotenverzeichnisse. Diese geben ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Listenform Auskunft über Schwabenkinder, die in Oberschwaben arbeiteten: über deren Namen, Herkunftsort, Alter, Dienstherr usw. Durch die gute Archivlage konnten dadurch über mehrere Jahrzehnte für viele Orte fast flächendeckende Erkenntnisse über die Anzahl der dort beschäftigten Schwabenkinder gemacht werden. Aufgrund eingeschränkter

personeller und finanzieller Ressourcen konnten bayerische Orts- und Gemeindearchive bisher nicht ausgewertet werden. Dies soll spätestens bis 2015 realisiert werden. Ein erster Überblick über die Quellensituation – im Landkreis Lindau beispielsweise – zeigt jedoch, dass Dienstbotenverzeichnissen nur in einzelnen Ortschaften vorhanden sind und insofern nur für einzelne Gemeinden gesicherte Erkenntnisse zu erwarten sind“.

Text zum Autor:

Ernst H.R Büttner – Journalist, ist für die Gesamt-Kommunikation des EU-Projektes „Die Schwabenkinder“ zuständig.

„Die Schwabenkinder“

ist ein von der EU grenzüberschreitend gefördertes Projekt und eine Kooperation von Museen und Stadtarchiven aus den fünf Alpenländern Deutschland, Österreich, Schweiz, Liechtenstein und Italien.

Weiterführende Informationen zu dem Projekt und den Ausstellungen:

www.schwabenkinder.eu | www.vintschgermuseum.com

Zum Weiterlesen:

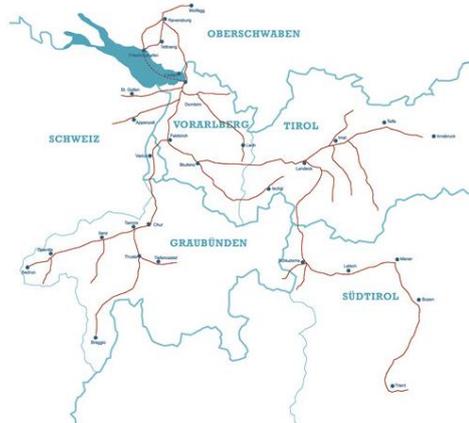
Laferton, Siegfried: „Tiroler Hüttkinder im Allgäu“. In: Allgäuer Geschichtsfreund 1982, Nr. 82, S. 16 – 39.

Lang, Othmar Franz: „Hungerweg: Das Schicksal der Schwabenkinder: Von Tirol zum Kindermarkt in Ravensburg“ dtv Junior, 1993.

Voith, Christel: „Wer waren die "Schwabenkinder"?" In: Das schöne Allgäu 1998, Nr. 7, S. 30 – 34.

Bereuter, Elmar: Schwabenkinder-Wege: Oberschwaben, Vorarlberg, Schweiz und Liechtenstein (Tirol und Südtirol: Veröffentlichung geplant für 2015); Bergverlag Rother (Rother Wanderführer)





COLLOQUIUM BAYERN-SÜDTIROL

Zwischen Alpengerne und Zeitschriften-Karikatur

Leo Putz und die Tiroler Künstler in München

Text: Walter Grasskamp und Caroline Sternberg

Mit der Karikatur „Zwischen Scylla und Charybdis“ hat Leo Putz 1905 wie nebenbei eines der markantesten Selbstporträts der Moderne geliefert: Während er gerade mit der rechten Hand das Ölgemälde einer schönen Frau fertigstellt, die ein überschäumendes Champagnerglas hebt und sich ihm verführerisch zuwendet, ist hinter seinem Rücken die linke damit beschäftigt, eine Illustration zu aquarellieren, die erkennbar als Titelbild für die stilprägende Zeitschrift „Jugend“ gedacht ist. Putz

zitiert hier ein Titelblatt der Zeitschrift, das er tatsächlich für das Heft Nr. 7 vom 11.2.1903 angefertigt hatte.

Hin- und hergerissen zwischen Leinwand und Karton, kann das Alter Ego von Leo Putz sich umso weniger entscheiden, als aus dem Gemälde heraus die schöne Frau einen Arm um seine Schulter legt, um ihn für immer an sich zu ziehen, während die Redaktion der „Jugend“ inzwischen schon das fünfte Telegramm abgeschickt haben dürfte, um die Lieferung des zugesagten Titelblattes anzumahnen. Eine Schnecke neben dem Tuschkasten lässt freilich das Schlimmste befürchten.

Denn die verführerische Frau, das erfährt der Leser der „Jugend“ im Text zum „Selbstbildniß“ von Putz, wird gewinnen, und in der Tat waren dessen Frauenportraits und Akte so schmackhaft inkarniert und duftig ausgeleuchtet, dass er damit großen Erfolg in der prüden Kaiserzeit hatte und mancher Sammler sich gewünscht haben dürfte, der Pygmalion-Mythos möge sich, wie hier für den Maler, auf der Stelle auch für den Betrachter erfüllen.

Leo Putz als Maler

Wie der nur wenige Jahre ältere Franz von Stuck hatte Leo Putz das unwiderstehliche Skandalisierungspotenzial der Erotik für sich entdeckt, und wie dieser nutzte er auch die mythologische Tarnung, um drastischere Szenen zu riskieren, die von der besorgten Jury zuverlässig des Glaspalastes verwiesen wurden. Das wiederum galt weniger bornierten Kunstsammlern erfahrungsgemäß als Empfehlung – kurz: Putz war als moderner Maler erfolgreich.

Der 1869 in Meran geborene Putz gehörte zu den vielen Tirolern, die es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an die Kunstakademie in München gezogen hatte. Sein Studium hatte er in der Klasse von Gabriel von Hackl begonnen und bei dem heute fast vergessenen, damals sehr einflussreichen Paul Höcker abgeschlossen. Dort lernte Putz die Bildsprache eines leuchtenden Kolorismus und die Kniffe der Freilichtmalerei, denn genau hier lag, nach der Analyse von Birgit Jooss, das Zentrum des „Deutschen Impressionismus“, bevor es sich nach Berlin verzog.

Franz von Defregger und das alpenländische Genre

Die Laufbahn von Putz ist allerdings nicht exemplarisch für die Karrieren der anderen Tiroler Künstler, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach München kamen. Fast alle begannen mit dem Studium an der Kunstakademie, ein Teil legte sich dann aber, durch die Herkunft prädestiniert, auf das alpenländische Genre fest.

Der aus einer Tiroler Bauernfamilie stammende Franz von Defregger ist unter ihnen der Bekannteste geblieben, denn er absolvierte in der Kunststadt eine beachtliche Karriere. Nachdem er 1860 von seinem Landsmann, dem in Innsbruck ansässigen Bildhauer Michael Stolz, dem damals renommiertesten Professor der Akademie, Karl von Piloty, vorgestellt worden war, begann Defregger in der Antikenklasse der Akademie und trat 1867 schließlich sogar in die Klasse des äußerst wählerischen Piloty ein.

Beim Münchner Publikum rasch bekannt und beliebt, wurde Defregger mit größeren Aufträgen ausgezeichnet und im Jahr 1878 selber zum Professor einer Komponierklasse an der Münchner Akademie berufen, die er bis 1910 leitete. Mit Darstellungen Tirols und seiner Geschichte wurde Defregger zusammen mit seinen Landsleuten Mathias Schmid und Alois Gabl, die ebenfalls um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Akademie absolviert hatten, als das „Tiroler Kleeblatt“ bekannt. Defreggers Gemälde „Der Salontiroler“ ironisierte 1882 die Beliebtheit alpenländischer Motive, von der er selber profitierte. Es zeigt einen mit verlegenem Ernst dreinblickenden jungen Mann in schicker Trachtenmontur in einer Bauernstube, wo er von den Männern skeptisch gemustert wird, während sich zwei Landfrauen unverhohlen über ihn amüsieren.

Mit dem einsetzenden Tourismus war das Landleben für die Stadtbevölkerung, die sich nach Ursprünglichkeit und unversehrter Natur sehnte, immer interessanter geworden. Kleidung und Bräuche der ländlichen Bewohner gewannen an Popularität und die Städter wollten in möglichst authentischem Outfit aufs Land ziehen, wo sie an oftmals eigens für sie inszenierten Darbietungen des Brauchtums teilnahmen. Der Salontiroler ist einer dieser städtischen Touristen, der in seiner als authentisch empfundenen Verkleidung die Einheimischen befremdet.

Die Tiroler an der Münchner Kunstakademie

Defregger konnte sich diese Ironie leisten, denn seine Genrebilder waren Verkaufsschlager auf dem Münchner Kunstmarkt. Das zog natürlich auch viele Studenten an, nicht zuletzt Tiroler, die bei ihm studieren wollten. Noch in den 1890er Jahren war die Defregger-Klasse mit etwa zehn Schülern pro Semester eine der am stärksten frequentierten Komponierklassen der Akademie. Manche seiner Schüler, darunter Tiroler wie Hugo Engl und Josef Moroder-Lusenberg, sind für ihre dem Genre des Meisters zum Verwechseln ähnlichen Werke bekannt geworden.

So blieben Defregger und sein Schülerkreis lange mit der Wahrnehmung der „Münchner Schule“ verbunden. Auch deshalb wählte man 2008 Defreggers Gemälde „Die Kraftprobe“ zum Plakatmotiv für die gleichnamige Ausstellung zum 200-jährigen Jubiläum der Münchner Kunstakademie.

Einer der Schwerpunkte dieser Jubiläumsschau war die Internationalität der Studentenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Anzahl der Ausländer belief sich noch bis zum ersten Weltkrieg auf etwa ein Drittel aller Studenten. Die Tiroler zählten zu den vielen Künstlern aus dem Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn, die ab den 1850er Jahren in die Kunststadt München strömten, darunter sehr viele Ungarn, aber auch Italiener und Tschechen.

Im Zeitraum zwischen 1850 und 1920 sind rund 200 Tiroler an der Münchner Kunstakademie im Matrikelbuch nachweisbar. Hier hatten sie eine Art Zwischenstatus: Streng genommen zählten sie zu den Ausländern, sprachlich und kulturell hatten sie allerdings kaum Barrieren zu überwinden, weshalb eine Integration in das Münchner Kunstleben für sie problemloser zu bewältigen war als für andere Nationalitäten.

Tiroler Maler in den Münchner Künstlervereinigungen

So findet man sie unter den Künstlern der 1892 gegründeten Münchner „Secession“ ebenso wie in den Künstlerkolonien des Münchner Umlands, wo sie sich mit den modernen Entwicklungen der Kunst, vor allem der Freilichtmalerei, auseinandersetzten. Leo Putz etwa beteiligte sich ab 1892 an den jährlichen Ausstellungen der „Secession“ und wurde 1899 Mitglied der Künstlervereinigung

„Scholle“. Und zusammen mit seinem Freund, dem in Brixen geborenen Eduard Thöny, gehörte er zum Münchner „Künstler-Sänger-Verein“, der nicht zuletzt für seine Karikaturisten berühmt war.

Zwischen Malerei und Druckgrafik – ein produktives Zwischenmilieu in der Kunststadt München

Das war kein Zufall, denn die renommierte Akademie entließ längst zu viele Maler auf einen Kunstmarkt, der bei weitem nicht groß genug war für alle Absolventen. In seinem soziologischen Standardwerk „Der moderne Künstler“ hat der Berliner Kulturhistoriker Wolfgang Ruppert daher gerade die Münchner Akademie als Ausbildungsstätte für ein „akademisches Proletariat“ untersucht, für das die illustrierten Zeitschriften nun willkommene Auffangstationen bildeten.

In den Redaktionen der 1896 gegründeten Zeitschriften „Jugend“ und „Simplicissimus“, bei den „Fliegenden Blättern“ und den Münchner Grafikverlagen bewarben sich manche der akademischen Kunstmaler nun mit ihren Illustrationen und Karikaturen. In der Verlagsstadt München konnten sie von Talenten leben, die an der Akademie selber nur nebenamtlich gewürdigt wurden - in der vielfältigen und kunsthistorisch noch längst nicht aufgearbeiteten Kultur der Kommers-, Biertisch- und Kneipzeitungskarikatur.

So ergab sich in München ein modernes Zwischenmilieu, in dem ein Leo Putz als Maler ein Spätimpressionist und gleichzeitig ein Karikaturist im Zentralorgan des Jugendstils sein konnte, ebenso erfolgreich mit auratischer Galerieware wie mit auflagenstarker Zeitungsgrafik – eine Gattungssymbiose, wie sie im Paris der Jahrhundertwende der Schweizer Felix Vallotton verkörperte.

Anders als Honoré Daumier oder der Münchner Akademieabsolvent Wilhelm Busch, die als Massengrafiker ebenso berühmt geworden waren, wie sie als Maler zu Lebzeiten ihr eigenes Geheimnis blieben, und anders als der schier unerschöpfliche Bildergroßhändler Gustave Doré, der „industrialisierte Romantiker“ (Konrad Farner), kam Putz in den Genuss dieser Phase der lokalen Kunstgeschichte, in der das beginnende Geschäft mit den modernen Druckwaren ihm lukrative Alternativen bot –

nicht zwischen Scylla und Charybdis, sondern zwischen Sammlergeld und Druckhonorar.

In diesem Zusammenhang stellte sich ihm die Frage, warum er als erfolgreicher Maler noch für die „Jugend“ Illustrationen tuschen sollte, denn das dürfte weniger Quadratzentimeter-Honorar eingebracht haben als ein ordentliches Ölbild. Er mochte beide Techniken gleichermaßen gut beherrschen, aber ihre jeweiligen Märkte konnte er gut auseinander halten. Putz hatte es – und das ist der Subtext der Karikatur – 1905 nicht mehr nötig, sich mit der Münchner Redaktion der „Jugend“ gut zu stellen, um dort als Künstler sein Geld zu verdienen, und das musste er seinen weniger erfolgreichen Konkurrenten in der „Jugend“ selber verkünden – dieses Forum wollte er sich, ein koketter Odysseus, hinkünftig dann doch nicht nehmen lassen.

Wie sein Sänger- und Malerfreund Thöny, der sich in der bayerischen Hauptstadt gerne die preußische Militärelite vorknöpfte, einer der führenden Karikaturisten des *Simplicissimus* wurde, lieferte auch Putz weiterhin Illustrationen für die „Jugend“. Erst 1936, nach einem Verhör durch die Gestapo, kehrte er an seinen Geburtsort Meran zurück. Eduard Thöny dagegen verblieb im „Dritten Reich“. Wie der geniale Zeichner Olaf Gulbransson, der es 1932 als erster (und einziger) Karikaturist auf einen Lehrstuhl an der Münchner Akademie gebracht hatte, arbeitete er auch während der Zeit des „Dritten Reiches“ für die nunmehr umgepolten Zeitschriften und nahm mit seinen Gemälden zwischen 1937 und 1944 auch an der Großen Deutschen Kunstausstellung im Haus der Deutschen Kunst teil – das für München einst typische Zwischenmilieu von moderner Malerei, trendsetzender Illustrationsgrafik und bissiger Karikatur war erhalten geblieben, aber seine Tonart hatte sich entschieden verändert.

Text zum Autor:

Professor Dr. Walter Grasskamp lehrt Kunstgeschichte an der Akademie der Bildenden Künste München. Caroline Sternberg M. A. leitet das Archiv der Akademie der Bildenden Künste München.

Die Ausstellung „Tirol – München. Begegnungen von 1880 bis heute“ ist noch bis zum 24. August 2014 im Innsbrucker Landesmuseum Ferdinandeum zu sehen.

Zum Weiterlesen:

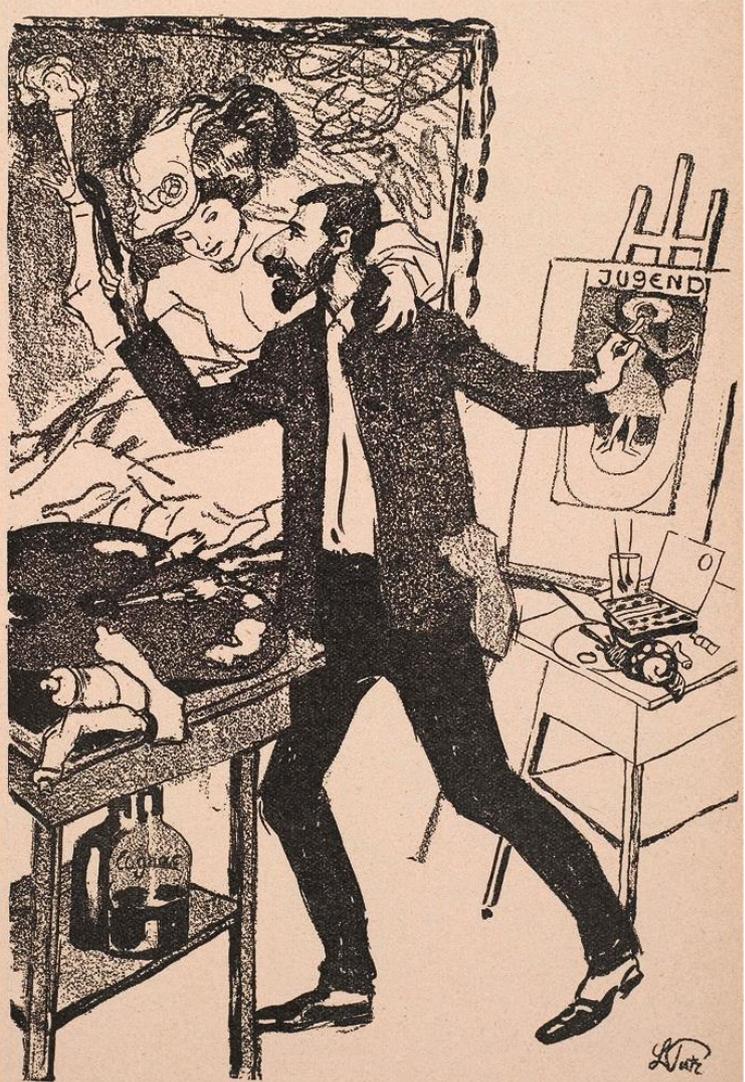
Birgit Jooss: „München als Ursprungsort des deutschen Impressionismus. Zwischen Akademie und Secession“, in: Kat. Kunsthalle Bielefeld „Der Deutsche Impressionismus“, Hg. Jutta Hülsewig-Johnen und Thomas Kellein, Köln 2009, S. 51 – 61.

Gert Ammann, Günther Dankl: „Franz von Defregger und sein Kreis.“ Katalog Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck 1987.

Nikolaus Gerhart/ Walter Grasskamp/ Florian Matzner (Hg.): „200 Jahre Akademie der Bildenden Künste München“, München 2008.

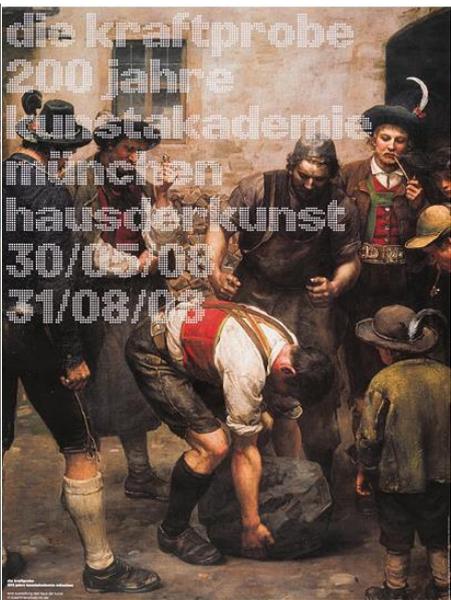
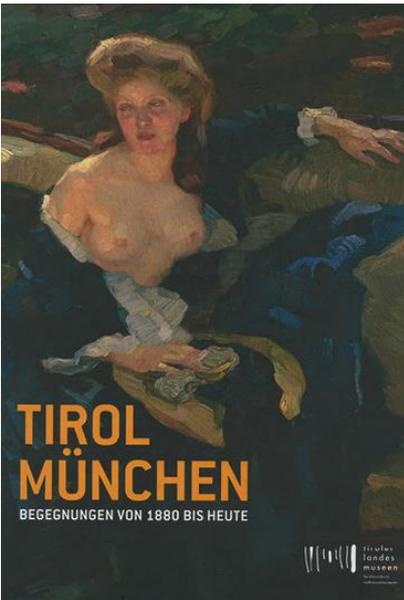
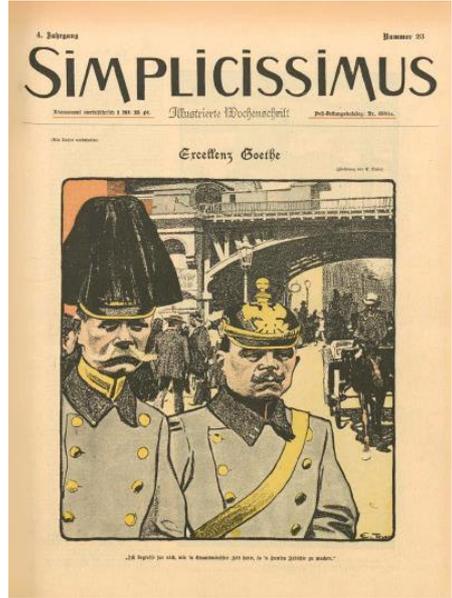
Julie Kennedy: „Der Künstler-Sänger-Verein. Münchner Geselligkeit zwischen Akademie und Bohème“, Tettenweis 2009. – Julie Kennedy: „Franz von Stuck und die Karikatur in der Allotria“, Tettenweis, 2006.

Wolfgang Ruppert: „Der moderne Künstler. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der kreativen Individualität in der kulturellen Moderne im 19. und frühen 20. Jahrhundert“, Frankfurt (Main) ¹1998, ²2000.



Leo Putz zwischen Scylla und Charybdis (Selbstbildnis)
„Zwischen dem Malen mit Öl und dem Zeichnen schwank' ich, der Leo,
Während das Ölbild mich kost, weinet die „Jugend“ geknickt.“





Die ultimative Verteidigung gegen die Hofer'sche Anklage

oder: Bayern und Tirol satirisch-historisch

Text: Richard Loibl

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, werte Leserinnen und Leser, wenn Sie in Tirol als Bayern erkannt werden. Bei mir ist es ganz schlimm. Was daran liegt, dass ich als Chef des Hauses der Bayerischen Geschichte für eben diese persönlich haftbar gemacht werde.

Die gegen mich erhobene Standardanklage lautet in der Kurzfassung so: Die Bayern hätten mit den Franzosen gemeinsame Sache gemacht, Tirol gewaltsam annektiert, ausgebeutet, die Tiroler in die bayerische Armee gepresst, in bis dahin ungekannter Unsensibilität alte Bräuche verboten, frevelhaft und gotteslästerlich Klöster aufgehoben und schließlich Andreas Hofer an die Wand gestellt.

Jetzt hat es aus meiner Erfahrung heraus gar keinen Sinn, mit einer differenzierten historischen Analyse zu antworten, weil dies sofort als Haarspalterei zurückgewiesen wird. Und so ganz aus der Luft gegriffen ist die Anklage ja auch nicht. Selbst als im Andreas Hofer-Gedenkjahr 2009 Tiroler Kolleginnen und Kollegen feststellten, dass die von den Bayern angestoßenen Reformen wenigstens teilweise sinnvoll, zukunftsorientiert und dem Land nützlich gewesen wären, wurde mir erklärt, dass solche Interpretationen allenfalls Tirol-intern, aber keinesfalls Bayern-extern angewendet werden könnten.

Andreas Hofer als Held der Niederbayern

Deshalb bin ich bei derartigen Diskussionen bei folgender halbwegs bewährter Verteidigungslinie geblieben: Wir Altbayern seien schließlich damals von landfremden Wittelsbachern aus der Pfalz beherrscht worden, von ihrem Minister mit verdächtig französisch anlautendem Namen und seinen fränkischen Beamten, im

Grunde also genauso geknechtet wie die Tiroler. Was übrigens eine gewisse Tradition hat: Der krypto-revolutionäre Bayerische Bauernbund, der vor allem in Niederbayern die konservativen Parteien in Reichs- und Landtagswahlen manchmal sogar übertrumpfte, hing bei seinen Versammlungen um 1900 die Porträts von König Ludwig II. und Andreas Hofer an die Wand, nachdem vorher die offiziellen Staatsporträts des Prinzregenten und – apropos Knechtung – Kaiser Wilhelms II. abgehängt worden waren.

Wem diese Verteidigungsstrategie nicht taugt, für den habe ich jetzt die ultimative „Neuentdeckung“ parat. Es handelt sich dabei um eine fast 700 Jahre alte Urkunde, die wir gerade in Regensburg in unserer Bayerischen Landesausstellung „Ludwig der Bayer: Wir sind Kaiser!“ präsentieren. Es ist der Tiroler Freiheitsbrief, in Anspielung auf die berühmte englische „Verfassung“ von 1215 auch als Magna Charta Tirols und sogar als ältestes Zeugnis (europäischer) Festlandsdemokratie bezeichnet. Diese Bewertung geschah vor dem Hintergrund der politischen Teilung Tirols 1919. Aber selbst noch 1961 zeigte der Tiroler Landeshauptmann-Stellvertreter den Freiheitsbrief im Landtag den Abgeordneten stolz vor – als Zeugnis Tiroler Freiheitsstrebens und Tiroler Landesbewusstseins angesichts der unfreiwilligen Spaltung.

Geschrieben wurde der Freiheitsbrief 1342 – nicht in Innsbruck, nicht in Meran und auch nicht in Bozen, sondern – in München. Und es kommt noch schlimmer bzw. aus bayerischer Perspektive schöner: Der Fürst, der den Tirolern die Freiheiten gewährte, war ein Bayer. Von wegen Knechtung der Tiroler, zuerst einmal brauchte es uns Bayern für die Freiheit! Wenn das kein Argument ist.

Um Sie, liebe Leserinnen und Leser, für die möglicherweise vertiefende Diskussion zur rüsten, erzähle ich Ihnen noch die Geschichte zum Freiheitsbrief. Und die geht so: Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war zu dieser Zeit der schon erwähnte Ludwig der Bayer aus dem bayerischen Herzogsgeschlecht der Wittelsbacher. Er betrieb Hausmachtspolitik und verschaffte seinem gleichnamigen Sohn die Mark Brandenburg. Dem hat es dort, wen wundert's, nicht so recht gefallen und er wollte wieder in den Süden.

Begehrt, gehasst, verunglimpft: Margarete Maultasch

In Tirol aber herrschte Johann Heinrich von Luxemburg, verheiratet mit der Tiroler Grafentochter Margarete (viel später böseartigerweise „Maultasch“ genannt). Sie war mit ihrem Gemahl unzufrieden und beschuldigte ihn der Impotenz. 1341 sperrte sie ihn kurzerhand aus der Burg Tirol aus. Der gewitzte Kaiser aus Bayern hatte dabei wohl schon seine Finger im Spiel und den passenden Hochzeiter zur Hand: seinen Sohn Markgraf Ludwig von Brandenburg. Die Ehe wurde geschlossen und vollzogen – gegen den Einspruch des Papstes, der wegen der nichterfolgten Scheidung der ersten Ehe nicht ganz zu Unrecht das Interdikt über das junge Paar und seine Untertanen verhängte. In Bayern sah man das gelassen, weil sich selbst die Älteren kaum noch an Zeiten erinnerten, in denen die Bayern wegen ihres exkommunizierten Kaisers nicht im Kirchenbann gestanden waren. Den meisten mächtigen Tirolern scheinen ebenso wie den bayerischen Kollegen ihre weltlichen Privilegien wichtiger gewesen zu sein. Ludwig der Brandenburger wurde als neuer Herr Tirols an der Seite von Margarete akzeptiert, nachdem er den Tiroler Freiheitsbrief 1342 erlassen hatte.

Freiheit für „alle leut“?

Als man im Tirol des 20. Jahrhunderts diesen Freiheitsbrief wieder entdeckte, störte es nicht, dass ihn ein Bayer in München erlassen hatte. Vermutlich weil man annahm, dass die Tiroler selbst den Text dem bayerisch-brandenburgischen Fürsten respektive seinen „Beamten“ in die Feder diktieren hätten. Dann fand man auch noch, dass sich Ludwig in der Anrede an alle Tiroler wandte, die edlen und die unedlen, die armen und die reichen. Die älteste Festlandsdemokratie war scheinbar entdeckt. Dabei übersah man aber, dass es ein anderes Herzogtum gab, das größte Erfahrung mit der Ausgabe von Freiheitsbriefen besaß (42 waren es bis zum Ende des Mittelalters): Bayern mit seinen Wittelsbacher Herzögen, die – beständig in Geldnot und auf der Suche nach neuen Einnahmequellen – notgedrungen Freiheiten „gegen Bares“ gewährten – z. B. in der Ottonischen Handfeste von 1311, auch gerne als (nieder)bayerische Magna Charta bezeichnet. Hier scheinen ganz ähnliche Freiheiten auf wie später im Tiroler Fall. Und die ausstellenden Herzöge, allen voran Herzog Otto von Niederbayern, der auch noch König von Ungarn war, wandte sich generös an „alle leut“.

Nichts ist es also mit der ältesten Festlandsdemokratie in Tirol. Gebührt dieser Titel vielmehr den (Nieder)bayern? Über diese Frage empfehle ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, in der Diskussion mit Tirolern oder sonst wem besser den Mantel des Schweigens zu breiten. Denn die bayerische Ansprache an alle Leut war genauso übertrieben wie die Tiroler Adresse an die Armen und Reichen. Gemeint haben die Wittelsbacher – ob 1311 für Niederbayern oder 1342 für Tirol – nur den Adel und die Kirche. In der Übertreibung sind wir dann aber wieder beieinander – die Tiroler und die Altbayern, die halt doch einem Stamm angehören, über alle Streitfragen und sogar den Andreas Hofer hinweg. Und beim Tiroler Wein löst sich dann sowieso jeder Disput in Wohlgefallen auf.

Text zum Autor:

Dr. Richard Loibl ist Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte.

Die Bayerische Landesausstellung 2014 „Ludwig der Bayer. Wir sind Kaiser!“ in Regensburg ist noch bis zum 2. November zu sehen. Kaiser Ludwig IV., auch „der Bayer“ genannt, der im Jahr 1314 als erster Wittelsbacher den Kaiserthron bestieg, stieß bedeutsame Reformen an, stärkte das bayerische Herzogtum und führte einen jahrzehntelangen Konflikt mit dem Papsttum in Avignon. Mit Hilfe modernster Museumstechnik, aufwändigen Rekonstruktionen und wertvollen Originalobjekten in der Minoritenkirche, der Kirche St. Ulrich am Dom und im Kreuzgang des Regensburger Domes erhalten die Besucherinnen und Besucher tiefen Einblick in die Regentschaft des bayerischen Herzogs, des deutschen Königs und römischen Kaisers.

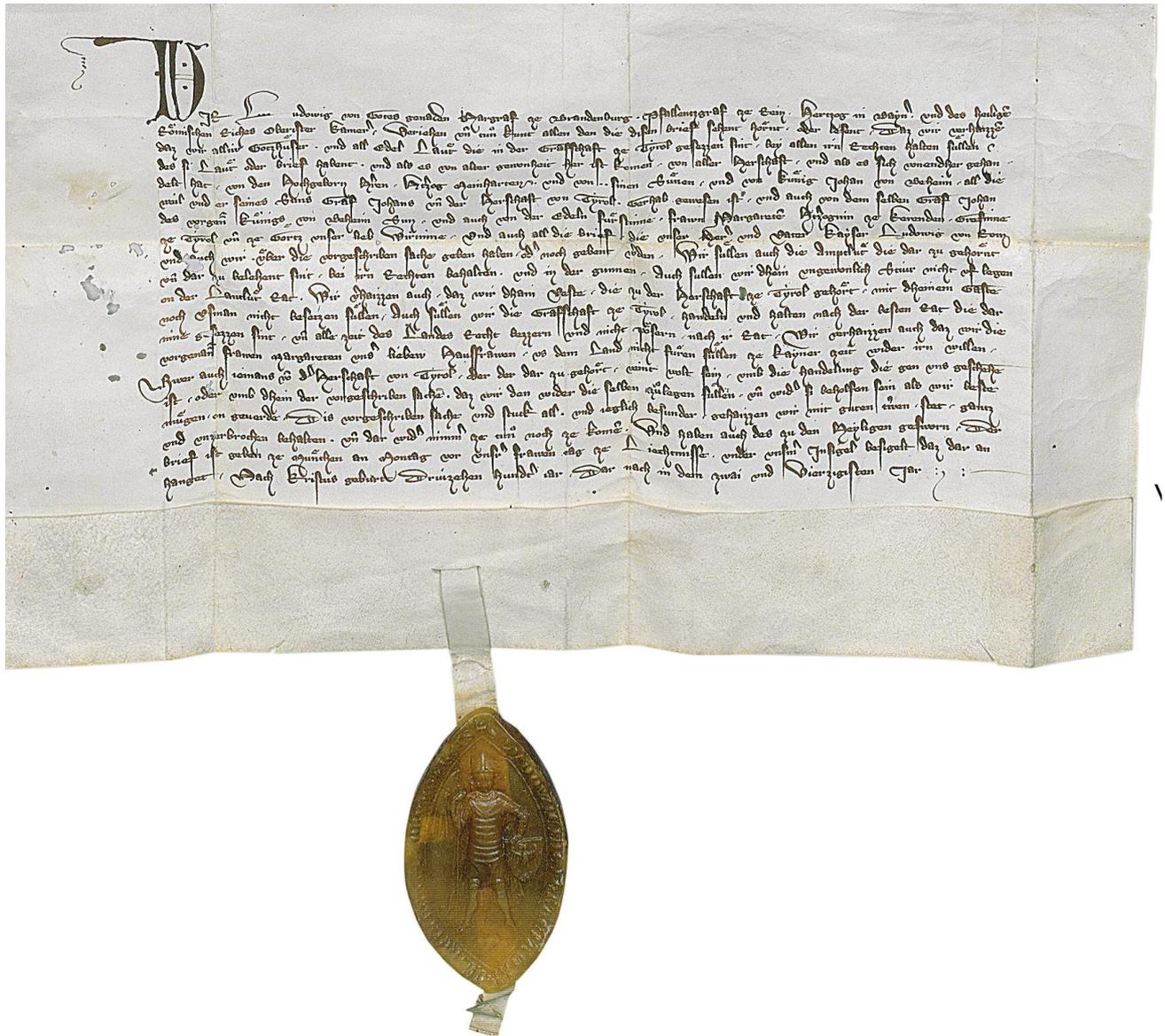
Zum Weiterlesen:

Für diejenigen, die sich vertiefter für stammesinterne Diskussionen vorbereiten möchten, empfiehlt Herr Dr. Loibl neben dem Besuch der Landesausstellung die Lektüre von:

Peter Wolf u.a. (Hg.), Ludwig der Bayer: „Wir sind Kaiser!“ (Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2014) Augsburg 2014.

Alois Niederstätter, „Die Herrschaft Österreich. Fürst und Land im späten Mittelalter“, (Österreichische Geschichte 1278-1411) Wien 2001.

Sebastian Hölzl, „Der Freiheitsbrief von 1342“, in: „Klischees im Tiroler
Geschichtsbewusstsein“, Innsbruck 1996, 17-37.





COLLOQUIUM BAYERN-SÜDTIROL

**„Es ist leichter, aus Soldaten Skiläufer zu machen
als aus Skiläufern Soldaten“**

oder wie der Krieg von den Alpen Besitz nahm

Text: Thomas Müller

Bereits im Frieden fordern alpine Gebirgsregionen alles von Menschen, die sich nur von A nach B bewegen wollen: die dünnere Luft, plötzliche Wetterumschwünge, ein von vorne herein schon ungleich raueres Klima als in den Ebenen, dazu Lawinen,

Geröllabgänge, Temperaturstürze, Schneemassen, Gletscherspalten und Muren dazukommen. Erst recht gilt das im Krieg, wenn der Soldat zusätzlich noch die physischen und psychischen Belastungen einer Gefechtstätigkeit zu bewältigen hat. Oberhalb der Vegetationsgrenze fehlen zudem sehr oft Möglichkeiten zur Tarnung – und der Fels potenziert obendrein noch die Splitterwirkung einschlagender Artilleriegeschosse. Nicht umsonst schieden die Alpen jahrtausendlang als Kriegsschauplatz aus.

Mit Elefanten über die Alpen

Die erste bekanntere militärgeschichtliche Erwähnung der Alpen betrifft deren Überquerung durch das Heer des karthagischen Feldherren Hannibal im Jahre 218 v. Chr. im Rahmen des Zweiten Punischen Krieges. Mit anfänglich circa 50.000 Soldaten, 9.000 Reitern und 37 Kriegselefanten marschierte er nach Oberitalien ein. Der Karthager nutzte die Alpen aber nicht als Operationsgebiet, in dem eine Schlachtentscheidung fallen sollte, sondern im Sinne einer operativen Überraschung „nur“ als Durchmarschgebiet, da er auf diesem Weg Rom aus einer völlig unerwarteten Richtung anzugreifen gedachte. Fazit: Die Hälfte seines Heeres sowie alle Elefanten gingen verloren. Bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts beschränkte sich der Kampf im Gebirge dann auch nur auf die Verteidigung von respektive den Angriff auf strategisch wichtige(n) Täler(n) oder Passstraßen, so der Überraschung-Coup des Prinzen Eugen von Savoyen, der zu Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges mit 29.000 Mann durch Tirol über die Lessinischen Alpen nordwestlich des Gardasees zog und am 9. Juli 1701 im Raum Mincio-Etsch die Franzosen unter Marschall Catinat in der Schlacht bei Carpi besiegte.

Das Scheitern der Bayern am Brenner

Zwei Jahre später wurde Tirol im „Boarischen [Bayerischen] Rummel“ tatsächlich zum Kriegsschauplatz. Mit dem Kriegseintritt Bayerns auf Seiten der Franzosen sahen sich die habsburgischen Truppen plötzlich in die Zange genommen. Kufstein, Rattenberg, Hall und Innsbruck fielen trotz des gut ausgebildeten Landesverteidigungssystems der Tiroler zunächst in die Hände der nach Süden vorstoßenden Bayern, die sich mit den in der Poebene dislozierten Franzosen vereinigen wollten. Dieser Zangenangriff schien das Schicksal Tirols angesichts der hier nur schwachen österreichischen Kräfte zu besiegeln. Im Etsch- und Eisacktal sowie im oberen Inntal formierte sich allerdings der Widerstand der einheimischen

Bevölkerung gegen die Eindringlinge. Am 27. Juni rückten ca. 3000 Landsturmänner aus dem Vinschgau im oberen Etschtal gegen den Jaufenpass vor und vertrieben die bayerischen Vorposten. Die Bayern wichen daraufhin bis auf den Brennerpass zurück und bezogen am Lueg neue Verteidigungsstellungen. Hier kam der Vormarsch der Tiroler Verteidiger zum Stehen. Im Gegenzug stießen die Bayern erneut nach Süden vor, wobei allerdings 300 bayerische Soldaten am Reschenpass von den Oberinntaler Landstürmern in eine tödliche Falle aus Steinlawinen gelockt wurden. Im weiteren Verlauf verzettelten die Bayern ihre Kräfte derart, dass ihre Angriffe an Stoßkraft verloren. Ein letzter Durchbruchversuch am Brenner misslang am 17. Juli 1703. Schließlich mussten sie sich bis nach Innsbruck zurückziehen.

Andreas Hofers „Partisanenkampf“

Gut 100 Jahre zogen wieder durchs Land, bis Tirol erneut zum Kriegsschauplatz wurde – Stichwort „Andreas Hofer, 1809“. Übereifrige, gegenüber der Tiroler Volksseele, Mentalität und Tradition völlig verständnislose, von ihrer Mission der Modernisierung aber zutiefst überzeugte bayerische Beamte wollten das ihrer Meinung nach rückständige Land „auf Vordermann“ bringen. Ihr unsensibles, bisweilen rigides Vorgehen, zudem eine Vervielfachung der Steuerlast, brachten 1809 das Fass des Unmutes über die neuen Herren zum Überlaufen. Alles Weitere ist hinlänglich bekannt. Der Volksaufstand mit dem Charakter eines fanatisch-religiös unterfütterten Partisanenkrieges war indes kein „Gebirgskrieg“ sui generis. Die Kampfhandlungen fanden zwar überwiegend im Gebirge statt, weil Tirol nun einmal in den Alpen liegt, aber wesentliche Elemente eines „richtigen“ Krieges fehlten eben, unter anderem das Aufeinanderprallen regulärer Armeen oder die bewusste Miteinbeziehung des Raumes als Operationsgebiet im Rahmen einer Gesamtstrategie. Die ISAF (International Security Assistance Force)-Soldaten der Deutschen Bundeswehr in Afghanistan erleben Ähnliches.

Die Alpen als lebens- (und kriegs-)feindlicher Ort

Im Allgemeinen mieden die Menschen jener Epoche das Hochgebirge. Es war lebensfeindlich, man konnte dort nichts anbauen und ernten oder Vieh weiden lassen, und die Waffentechnik – v. a. glatte Vorderladermusketen mit einer Kernschussweite von etwa 70 bis 80 Metern – war noch nicht so weit, um hier taktisch sinnvoll kämpfen zu können. Auch Artillerie konnte nur sehr begrenzt

eingesetzt werden; leichte, gar in Teillasten zerlegbare Gebirgskanonen oder -haubitzen gab es noch nicht. Ferner: Die bis dahin übliche Tercio-, Linear- und zuletzt Kolonntaktik ließ sich im Gebirge nicht umsetzen; ein Verkehrsnetz als Voraussetzung für die logistische Unterstützung einer Gebirgskriegführung gab es de facto nicht. Die Armeen früherer Jahrhunderte kamen deshalb auch ohne eigene Gebirgstruppen ganz gut zurecht. Standen die Berge aber tatsächlich einmal im Weg, trachtete man danach, sie so schnell wie möglich zu durchqueren bzw. die Täler zu gewinnen. Und dennoch gab es zumindest Ansätze einer für den Kampf im Gebirge spezialisierten leichten Infanterie, beispielsweise das bayerische Gebirgsschützen-Korps, das 1813 zum Schutz gegen österreichische Übergriffe aufgestellt, aber „ohne nennenswerten Nutzen gestiftet zu haben“ bereits 1814 wieder aufgelöst wurde. Bis zu den wenigen Schneeschuerverbänden und dann dem „Alpenkorps“ des Ersten Weltkrieges gab es keine „echten“ deutschen Gebirgssoldaten.

Das Gebirge als Sehnsuchtsraum

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wandelte sich allmählich das Verhältnis des Menschen zur Natur. Vor allem die Bewohner der boomenden Industriestädte sehnten sich zunehmend nach unberührter, ursprünglicher Natur. Mehr und mehr entwickelten sie einen Blick für die Schönheit der Berge. In der wilden Urwüchsigkeit des Gebirges sahen sie die Erfüllung ihres Wunsches „zurück zur Natur“ – wenn man es sich leisten konnte. Der beginnende Tourismus ging einher mit dem Ausbau der Infrastruktur: Schutzhütten, Klettersteige, die ersten „richtigen“ Straßen, Seil- und Zahnradbahnen. Das Gebirge wandelte sich so vom Feind des Menschen zu einem seiner Lebens-, Freiheits- und Sehnsuchtsräume. Bergsteigen und Skilaufen wurden Trendsportarten. Aber: Wohin Alpinisten und Skifahrer gelangen konnten, war dies auch entsprechend ausgebildeten und ausgerüsteten Truppen möglich.

Skibewegliche, gebirgskriegtaugliche Truppen, immer besser ausgestattet mit Gebirgsgeschützen und bald auch mit Maschinengewehren, wurden für eine im Gebirge operierende herkömmliche „Flachland“-Armee zu einer ganz neuen Gefahr.

Das Gebirge wird zum militärischen Operationsgebiet

Das Gebirge wandelte sich also von einem Durchmarsch- zu einem Operationsgebiet, und so ergriff der Krieg schließlich auch von den Alpen Besitz.

Italien formierte 1872 seine „Alpini“, Frankreich die „Chasseurs alpins“, die ersten, speziell für den Gebirgskrieg geschulten und ausgerüsteten Sonderformationen. Die Heere der Alpenanrainer gaben damit vielen Wehrpflichtigen und jungen Offizieren die Möglichkeit, die Freude am Bergsteigen und Skifahren mit dem Soldatendienst zu verbinden. Aber: „Es ist leichter, aus Soldaten Skiläufer zu machen als aus Skiläufern Soldaten“, so ein k.u.k. Offizier. Nur mit halbem Herzen folgte das Deutsche Reich dieser Entwicklung, denn vor dem Ersten Weltkrieg bestand für die vier deutschen Kontingentsheere aus politischen Gründen keine Notwendigkeit, eine eigene Gebirgstruppe aufzustellen. Der schmale Alpenanteil in Südbayern sowie die über den Vogesenkamm verlaufende Grenze zu Frankreich konnten auch von herkömmlichen, allerdings speziell ausgerüsteten Truppen verteidigt werden, so die vorherrschende Meinung. Vor diesem Hintergrund wurde ab 1892 im Rahmen von Truppenversuchen bei den preußischen [Jäger-Bataillonen](#) Nr. 8 in Schlettstadt im Unterelsaß und Nr. 10 in [Goslar](#) auch eine Skiausbildung durchgeführt. Erst 1898 entschloss sich das bayerische Kriegsministerium zu einem ähnlichen Versuch bei den beiden eigenen Jägerbataillonen. Man war also auf deutscher Seite durchaus nicht blind gegenüber dieser Entwicklung und hat auch nicht versäumt, den Skilauf militärisch nutzbar zu machen. Allerdings dachte man nicht an einen geschlossenen Einsatz von Großverbänden in einem Gebirgskrieg, sondern eher an einen Sicherungs- und Aufklärungsdienst. Das außerdienstliche Skifahren wurde in Bayern indes nicht gefördert – die Militärbehörden fürchteten Schadenersatz- oder gar Pensionsansprüche nach Skiunfällen!

Das k. b. Schneeschuhbataillon Nr. 1

Der Krieg nahm 1914 im Westen bekanntlich nicht den erwarteten schnellen Verlauf. Von der Vogesenfront rief man für den anstehenden Winterfeldzug nach Schneeschuhläufern (Skifahrern). Württemberg stellte daraufhin die bereits mit 22 Maultieren ausgestattete „Württembergische Schneeschuh-Kompagnie Nr. 1“ auf, die sich an dem am 21. November 1914 in München aufgestellten k. b. Schneeschuhbataillon Nr. 1 orientieren sollte. Als mit dem Ende des Winters über die Frage zu entscheiden war, was mit den Schneeschuhtruppen geschehen sollte, stimmte das Münchner Kriegsministerium einem Antrag des Kommandeurs des Schneeschuhbataillons Nr.1, Major Steinitzer, den Verband bestehen zu lassen, zu. Obendrein verfügte die bayerische Armee mit der für die Vogesenfront aufgestellten

k. b. 8. Reserve-Division, die wegen ihrer speziellen Ausrüstung als „Gebirgstruppe“ galt, verfügte bereits zumindest ansatzweise über eine Gebirgsdivision, und mit der Aufstellung weiterer gebirgskampftauglicher Infanterie- und Artillerietruppententeile und der Schaffung einer Ersatzstruktur entstand dann tatsächlich die erste „deutsche“ Gebirgstruppe – gerade noch rechtzeitig, um angesichts der neuen politischen Lage – Italien und Österreich-Ungarn befanden sich seit dem 23. Mai 1915 im Krieg – als „Korsettstange“ für die gefährlich ausgedünnten k.u.k. Kräfte an der neuen Front in die Dolomiten verlegt werden zu können (jedoch nicht die k. b. 8. Reserve-Division).

Die „Alpenkorps-Division“

Ohne die bayerische Militärführung daran zu beteiligen (warum auch?) waren der deutsche und der österreichisch-ungarische Generalstabschef, v. Falkenhayn und Conrad, übereingekommen, die Italien-Front mit deutschen Kräften zu stabilisieren. Geführt werden sollte die als „Deutsches Alpenkorps“ bezeichnete verstärkte Division von Konrad Krafft von Dellmensingen, dem bayerischen Generalstabschef. Er war das Bauernopfer im Streit zwischen der OHL und dem Kronprinzen Rupprecht, dem Oberbefehlshaber der 6. Armee, über die Fortsetzung des Krieges. Der als „Trostpflaster“ zum Generalleutnant beförderte Krafft fühlte sich mit der neuen Verwendung in Südtirol als „abgeschoben“, „degradiert“ vom Generalstabschef der königlich bayerischen Armee zu einem „schnöden“ Divisionskommandeur.

In Lechfeld und Brixen, dem Hauptquartier der Division, wurde in den nächsten Wochen v. a. aus bayerischen, württembergischen und preußischen Verbänden die „Alpenkorps-Division“, wie man den Großverband zur Unterscheidung von einem „echten“ Armeekorps öfters bezeichnete, formiert. Da sich die italienische Armee in den folgenden Monaten zum Glück für das Alpenkorps mit größeren Offensiven sehr zurückhielt, nutzte Krafft die Zeit, neue Gliederungsformen und Taktiken zu erproben. Das Alpenkorps war in seiner Südtiroler Zeit bis Anfang Oktober 1915 deshalb mehr eine Lehr- und Versuchstruppe denn eine kriegstaugliche Elitedivision. Dazu wurde das Alpenkorps erst später, in Serbien, vor Verdun (wo es – als Gebirgsdivision in der Schlamm- und Grabenwüste der Westfront vollkommen fehl am Platz! – horrende Verluste erlitt), in Serbien, in der 12. Isonzo-Schlacht (wo es durchs Friaul bis zum Piave stürmte), am Kimmel-Berg. Kurz vor Toresschluss noch einmal auf den Balkan verlegt, erlebte das Alpenkorps, mittlerweile unter der Führung Ritter von Tutschecks, das Kriegsende. Der noch voll unter Waffen stehende Großverband

gelangte über das inzwischen nicht gerade wohlgesonnene Ungarn nach Bayern zurück, wo es demobilisiert wurde.

Die Gebirgstruppen im Zweiten Weltkrieg

Der Reichswehr waren u. a. auch Gebirgstruppen verboten, aber auch hier wusste man die Versailler Vertragsklauseln schöpferisch zu interpretieren. Nach der Machtübertragung durch Hindenburg an Hitler wurden auch wieder Gebirgsdivisionen aufgestellt. Im Zweiten Weltkrieg waren der Angriff auf Norwegen (Stichwort „Narvik“), Griechenland und Kreta, dann die militärisch zwar sinnlose (was sogar Hitler monierte), alpinistisch aber herausragende Besteigung des Elbrus im Kaukasus die bekanntesten und prägenden Einsätze deutscher Gebirgsjäger. Deren Generäle Dietl und Kübler wurden zu regelrechten Medienstars. Die Soldaten mit dem Edelweißabzeichen auf der rechten Oberärmel und auf der linken Bergmützensseite – ursprünglich ein Geschenk der Österreicher an ihre Kameraden aus Deutschland im Sommer 1915 – fühlten sich nicht nur als eine Elitetruppe, sie waren es auch. Auch die Waffen-SS stellte eigene Gebirgsverbände auf. Nicht unter den Tisch fallen dürfen aber auch nicht die dunklen Seiten der Geschichte der deutschen Gebirgstruppe in diesem Krieg: Geiseler-schießungen im Zuge von Partisaneneinsätzen in Italien und auf dem Balkan oder gar die Tötung italienischer Kriegsgefangener nach dem Seitenwechsel Italiens im Jahre 1943 – Kefalonia ist ein trauriger Tiefpunkt.

Die Gebirgsjäger der Bundeswehr

Auch die Bundeswehr stellte mit der 1. Gebirgsdivision wieder einen Gebirgsgroßverband auf. Im Zuge der Reduzierung der Bundeswehr nach dem Ende des Kalten Krieges blieb von den drei Gebirgsjägerbrigaden lediglich die Gebirgsjägerbrigade 23 in Bad Reichenhall übrig. Heute stehen deutsche Gebirgsjäger als leichte Infanterie in den Auslandseinsätzen der Bundeswehr. Und sie haben auch wieder Gefallene zu beklagen. Es werden wohl nicht die letzten toten deutschen Gebirgssoldaten sein.

Dr. Thomas Müller, Feldwebel und Truppenoffizier, promovierte 1998 mit einer Biografie zu Konrad Krafft von Dellmensingen, dem ersten „Führer des Deutschen Alpenkorps“; anschließend war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bayerischen Armeemuseum tätig. 2000 bis 2006 war er Leiter des Waffenmuseums Suhl in

Thüringen, 2006 bis 2008 Hörsalleiter an der Sanitätsakademie der Bundeswehr in München. Seit 2008 ist er als Wissenschaftlicher Angestellter am Bayerischen Armeemuseum in Ingolstadt tätig, „nebenberuflich“ als Oberstleutnant d. Res. Inspektionschef und Lehrstabsoffizier für Militärgeschichte an der Sanitätsakademie der Bundeswehr.

Die Alpen im Krieg – Krieg in den Alpen

Die Anfänge der deutschen Gebirgstruppen

Ausstellung im Bayerischen Armeemuseum Ingolstadt, Reduit Tilly

17. September 2014 bis 27. September 2015

Anders als dieser Aufsatz es eventuell vermuten lässt, setzt die Sonderausstellung des Bayerischen Armeemuseums „Krieg in den Alpen – die Alpen im Krieg. Die Anfänge der deutschen Gebirgstruppen“ den Schwerpunkt eindeutig auf den Ersten Weltkrieg und hier wiederum auf die Aufstellung, Gliederung und den Einsatz des „Deutschen Alpenkorps“ vom Mai bis zum Oktober 1915. Die Ausstellung will – sozusagen als „Subtext“ – daneben so weit wie möglich eine Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart herstellen: Südtirol war bereits damals eine Urlaubsgegend, natürlich nicht in dem Maße wie heute, aber auf dem Weg dahin. Und: Der Einsatz des Alpenkorps fand in der schönen Jahreszeit statt, im die Ferienmonate Juni, Juli und August einschließenden Zeitraum vom Mai bis Anfang Oktober. Dies deutlich machen sollen sieben großformatige (ca. 2,50 m x 2,80 m) Panoramafotos der Dolomiten, die die gestaltungstechnisch schwierigen Außenwände des Réduit Tilly auf diese Weise aktiv in die Ausstellung mit einbeziehen. Das Besondere: der Wechsel zwischen Farb- und Schwarz-weiß-Fotos. Denn die Berge haben sich praktisch nicht verändert, die „Drei-Zinnen“ sehen heute noch so aus wie 1915, und in den Fels geschlagene Schützengräben und Artillerie-Unterstände könnten ohne größere Umstände wieder ihren Dienst aufnehmen. Die Ausstellung beginnt mit der Geschichte der Erschließung der Alpen als „touristische Destination“. Die sieben identischen Kasematten diktieren bis zu einem gewissen Grad die Gliederung der Ausstellung. Eine Kasematte widmet sich dem Militär-Max-Joseph-Ritter Konrad Krafft von Dellmensingen und dem Edelweiß! Die Ausstellung endet mit einem kurzen Ausblick auf die weitere Entwicklung deutscher

Gebirgstruppen im Ersten Weltkrieg, wozu neben dem „Alpen-“, auch das „Karpathen-Korps“ zählte.

Zum Autor:

Dr. Thomas Müller, Oberstleutnant d. Res., promovierte 1998 mit einer Biografie zu Konrad Krafft von Dellmensingen, dem ersten »Führer des Deutschen Alpenkorps«. Von 2000 bis 2006 war er Leiter des Waffenmuseums Suhl in Thüringen, anschließend (bis 2008) Hörsaalleiter an der Sanitätsakademie der Bundeswehr in München. Seit 2008 ist er als Wissenschaftlicher Angestellter am Bayerischen Armeemuseum in Ingolstadt tätig, »nebenberuflich« als Inspektionschef und Lehrstabsoffizier für Militärgeschichte an der Sanitätsakademie der Bundeswehr.





Das Comeback von Dolomiti

Südtirol im Eisformat – Eine Kindheitserinnerung

Text: Michael Horling

Egal ob es nie mehr Kriege, ein Mittel gegen die weltweite Hungersnot geben oder eines gegen Krebs entdeckt wird. Auch wenn jemand kostenfreies Heizen erfindet, Gratisstrom bis ans Ende aller Tage, wenn jemand rausfindet, dass alle Aliens nett sind und quasi schon direkt vor der Türe stehen. Die Nachricht des Jahres 2014 ist schon längst draußen: Dolomiti ist wieder da!

Ja, genau, das ist dieses Eis von Langnese mit der dreifachen Spitze, die wahrscheinlich die drei Zinnen in den Dolomiten darstellen soll, womit sich irgendwie auch der Name erklärt. Weiß ist das obere Drittel des Eises am Stiel, in Rot strahlt der mittlere Teil, unten rundet ein Grün das leckere Ding ab. Zitrone, Himbeer und Waldmeister sind die Geschmacksrichtungen. Den holzigen Stiel kann nach dem Schlecken so herrlich in den Mund stecken und sich von der Mutter anhören: "Pass auf, dass Du ihn nicht verschluckst!" Auch noch mit 45 Jahren.

Dolomiti – ich geb´s zu: Ich hab´s geliebt früher, mehr als Äpfel, Butterbrote und Pommes Frites zusammen. Kein Schnitzel der Welt konnte so gut schmecken. Noch nicht mal Kinder-Schokolade. Wobei: Die vielleicht doch. Manchmal. Dolomiti war jedenfalls Pflicht damals, das leckerste Wasser-Eis der Welt. Am besten jeden Tag. Keine Ahnung, warum es irgendwann nicht mehr auf der Langnese-Tafel stand. Direkt neben dem Braunen Bär war es früher abgebildet und in einem anderen Jahr schräg über dem Grünofanten und unterhalb des Kilimandscharo.

50 Pfennige kostete damals das Dolomiti und eigentlich war es zum Frühling hin beim heiß begehrten ersten Blick auf die neue Karte im kleinen Edeka-Laden gegenüber nie ein Thema, dass das Dolomiti mal nicht mehr darauf zu sehen sein

sollte. Zwei, drei neue Sorten gab es jedes Jahr. Keine war so gut wie Dolomiti. Nur das Capri-Orangen-Wassereis konnte da noch mithalten. Na gut, an manchen Tagen leisten wir uns schon mal ein "Nogger Dir einen!" für eine Mark. Aber das dann doch eher selten.

Und eines Tages war es plötzlich weg und die Kindheit war vorbei. Langnese ließ das Dolomiti sterben. Weil es dafür keinen Grund gab, beschloss ich damals, von dem Tag an kein Eis mehr zu mögen. Gefühlte 30 Jahre hielt ich das schon durch. Aber jetzt das: Nach gesammelten 2,67 Millionen Unterschriften weltweit hat Langnese dem Drängen endlich nachgegeben. Die Online-Petitionen der letzten Monate hatten ihr Übriges geleistet. Als Markus Lanz – selbst ein Südtiroler, wie das Dolomiti – neulich in seiner Sendung das Comeback forderte und Thomas Gottschalk für den Fall der Nicht-Wiederauflage ein Comeback bei "Wetten, dass...?" androhte, ließen die Eisgötter sich erweichen. Dolomiti ist ab sofort wieder da. Und mit dem Traumeis die lustigen Figuren, die auf dem oberen, weißen Drittel skifahren und mit dem Eispickel klettern. Zumindest in der Werbung.

Der Sommer kann kommen! Da passt es, dass bei uns der kleine Dorfladen wieder eröffnet hat. Wir können zu Fuß einkaufen gehen, machen das nahezu täglich, besorgen frisch das, was wir brauchen. Dazu gehört nun das Dolomiti. Die erste Lieferung hatte ich nach wenigen Tagen weggeschleckt. Und dann das: Zur Nachbestellung brachte Langnese Sechserpacks! Nein!!! Ich will mein Dolomiti doch nicht nach Hause mitnehmen. Ich will es im Laden kaufen, einzeln, jeden Tag. Und auf dem Heimweg die Zunge erst weiß, dann rot und schließlich grün einfärben. Wieder erst musste ich Langnese und dem Laden drohen, kündigte einen Sitzstreik an vor dem Eingang, Unterschriftenaktionen und den Gang notfalls bis Rom und zum Papst. Es klappte: Nun gibt's Dolomiti wieder in Einzelpackungen in der Eistruhe. Für's tägliche Aufreißen gleich nach der Kasse im Dorfladen.

Und zum nächsten Sommer fordern wir die Rückkehr vom Braunen Bär! Mit Karamellgeschmack!

Zum Autor:

Michael Horling lebt in Schonungen bei Schweinfurt und arbeitet seit 25 Jahren als hauptberuflicher Journalist mit inzwischen dem eigenen Portal inundumsw.de – und er ist Dolomiti-Fan seit frühester Kindheit!



AVISO EINKEHR

Hoftaferne Neuburg am Inn

Text: Renate Just

Nein, nicht Neuburg an der Donau! Neuburg am Inn – ja, das gibt es auch, obwohl der Umstand außerhalb Niederbayerns weithin unbekannt scheint. Ein unauffälliges Straßenörtchen knapp südlich vor Passau, am Hochufer des Inn gelegen, der hier die Grenze zwischen „drent und herent“ bildet: „drent“ ist das drübere Oberösterreich, „herent“ das hiesige Altbayern. Schnell ist man durchs Dorf gerauscht, und wer nicht aufpasst, übersieht das steile Fahrweglein, das ein paar Meter bergab zu einem der verblüffend schönsten Ensembles Ostbayerns führt: zur mächtigen Burg Neuburg samt seit dem Spätmittelalter zugehöriger „Hoftaferne“.

Man parkt an der Ringmauer der Burg und freut sich bei einem ersten Rundblick, dass hier seit dem letzten Besuch vor vielen Jahren alles beim Alten geblieben ist. Rechts das Burgtor, von mehreren trutzigen Türmen überragt, voraus die Rarität des wunderbar intakten barocken „Paradiesgärtleins“, linkerhand die breitgelagerte ockerfarbene Zwerchgiebelfassade der Taferne, mit der Sonnenuhr an der Hauswand und dem gekiesten, schattigen Kastaniengarten davor.

Die Lage also ist so pittoresk wie eh und je – die Gastronomie allerdings hat wechselhafte Zeiten hinter sich. In den Neunzigern hatte die Familie Ott das Tafernegebäude aufwändig und mit viel historischem Gespür sanieren lassen und über Jahre ein höchst gediegenes Restaurant samt Hotelzimmern auf dem Burggelände betrieben. Danach folgten etliche glücklose Wirtswechsel, mit dem Renommé von Küche und Beherbergung ging es kontinuierlich bergab, bis zur Insolvenz 2013. Nun, so hörte man, sei endlich wieder ein kongeniales Pächterpaar für diese bildschöne und geschichtsträchtige Örtlichkeit gefunden. Neugierig tritt man durch die grünweiße Kassettenür, vorbei am barocken Relief eines bizarren Fischmonsters mit spitzzähniem Raubtiergebiss.

Nach zwei Stunden, und nach dem schwelgerischen „Schmankerlmenü“ des Hauses, steht man wieder vor diesem steinernen Fisch, zusammen mit Wirt und Koch Klaus Eglseder, dem man nur gratulieren kann zu seinen Küchentaten. Allein dieses Basilikum-Sorbet, tiefgrün und von intensiver Würze und kühler Frische! Die zarte Tafelspitz-Sülze mit Kernöl-Vinaigrette und Wachteleiern – ebenso ein Gedicht wie das Pilz-Spargelgröstl zum Rinderfilet, die Mousse aus Tonkabohnen und weißer Schokolade auf Rhabarber-Erdbeersalat. Mit dem 35-jährigen Vilshofener und seiner Lebensgefährtin Andrea Ortner hat die Neuburg endlich wieder ein Team, das sie verdient: junge, professionelle Könner, die sich mit viel Verve und Liebesmüh in die Aufgabe gestürzt haben, die alten Gemäuer gastronomisch neu zu beleben.

Schuld war eine Katastrophe: das letzte Passauer Hochwasser, das die letzte, sehr populäre Wirkungsstätte der beiden, das Restaurant von Schloss Ort an der Mündungsspitze vom Inn in die Donau, meterhoch unter schlammige Wasser setzte. Von den städtischen Flussniederungen zogen sie auf die Anhöhen der Neuburg –

und zogen ihr anhängliches Stammpublikum gleich mit. Klaus Eglseder und Andrea Ortner lieben historische Baulichkeiten mit Charakter, ein 08/15-Etablissement hätten sie niemals gepachtet. Sie haben die weitläufig verschachtelten Räume der Hoftaferne mit ihren alten Wölbungen, den Bohllendecken und den knarzigen Dielenböden gelassen, wie sie waren – die Gaststube mit den Umlaufbänken, der tiefen Fensternische und dem Lüsterweiberl an der dunklen Decke, das urige „Künstlerzimmer“ mit dem grünen Kachelofen und dem Wandschmuck einer Künstlervereinigung des frühen 20. Jahrhunderts, der patinierten oxsenblutfarbenen Vertäfelung. Vorsichtig haben sie etwas modernen Designertouch addiert, nachdem sie mit Freunden erstmal tagelang „entrümpelt und entmüllt“ hatten: die klassisch-modernen Lederarmstühle, die gestärkten Tischdecken und Servietten, die weißen Blumenarrangements und Sträuße fügen sich sehr schön in die historischen Stuben. Was sie hier mit einem jungen freundlichen Serviceteam bieten, hat einen regelrechten Ansturm ausgelöst: eine kreative Küche, die vom Bodenständigen und besten Grundstoffen ausgehend, phantasievoll und geschmacksintensiv ist, dazu ausgezeichnete Weine. „Wenn ich nicht kochen darf, bin ich nur ein halber Mensch“ – man glaubt Klaus Eglseder aufs Wort. Die raffinierten Menüs und À-la-carte-Gerichte – alle sechs Wochen wechselt die Karte saisonal – haben ihren gerechtfertigten Preis, aber auch en-passant-Gäste, die im Biergarten mit Burgtürmeblick nur einen „sauer marinierten Bergkäs mit Kernöl und Zwiebeln“, Rindfleischsalat oder „Dreierlei Brotaufstriche“ brotzeiten wollen, sind natürlich willkommen.

Zur Hoftaferne gehört aber auch die ganze Neuburg. Einige Räume sind von der Universität Passau und der Landkreisgalerie belegt, der Rest wird von der Taferne „bespielt“. Man muss Klaus Eglseder auf einem Rundgang folgen, um die Begeisterung des jungen Wirts für die imposante und wildromantische Anlage, über Jahrhunderte gewachsen, und ihre große Historie nachzufühlen. Vom reizenden Barockgärtlein mit seiner muschel- und tuffsteininkrustierten Grotte und den Zwergfiguren nach Callot-Stichen, Rest einer riesigen Gartenanlage des 17. Jahrhunderts und heute für Sektempfänge beliebt, geht es in die Vorburg mit ihren mächtigen Türmen, hier kann man in der Mälzerei und einem anderen Wirtschaftsbau auch komfortabel übernachten. Über eine Hochbrücke, mit wunderbarem Tiefblick auf den Inn und ins österreichische Land hinein, betritt man

beim Bergfried den Bereich der Hauptburg. Eine schöne Arkadentreppe, ein barockes Sonnenuhrfresko, bemooste Mauern, ein alter Steinbrunnen – auch hier kann von Tafernengästen gefeiert oder gehochzeitet werden, mit Landschaftspanorama von den Südbastionen. Unvergesslich dürften solche Festlichkeiten in den „Marmorsälen“ sein: einzigartig erhaltenen Renaissanceräumen mit prächtigen Akanthus-Deckenmalereien, reichem Terracotta-Zierat und illusionistischen Landschaftsmalereien im „Grünen Salett“. Zum Schluss zeigt Klaus Eglseher seinen „Lieblingsort“: den Söller vorm hochgelegenen Rittersaal der Neuburg. Und wie er da steht, in seiner braunen Küchenchefjacke, gewissermaßen „auf seines Daches Zinnen (...) mit vergnügten Sinnen“ und über die Innenge, den großen Neuburger Laubwald bis zur fernen Alpenkette weist, da hat er durchaus was von einem stolzen Burgherrn. Und als sein heutiger Gast kann man nur hoffen, dass dieser bayerisch-bürgerliche Vilshofener Koch der Neuburg erhalten bleibt – möglichst so lange wie die Grafen von Vornbach, von Salm, von Sinzendorf, und wie die wechselnden adeligen Burgherrschaften alle hießen.

Text zum Autor:

Renate Just arbeitet als freie Journalistin, gegenwärtig vor allem für »Die Zeit«. Die Ernst-Hoferichter-Preisträgerin hat einige Bücher veröffentlicht, vor allem die mehrbändige Reihe der regionalen »Reise(ver)führer« (SZ) »Krumme Touren - Reisen in die Nähe«.

Wegbeschreibung:

Von der Autobahn A 3 gelangt man nach Neuburg am Inn nach Abfahrt „Passau Mitte“ zunächst auf der Pionierstraße bis zur St 2110, die dann als Passauer Straße nach Neuburg führt. Oder man verlässt die A 3 mit Abfahrt „Pocking“ und fährt dann auf der St 2110 als Schärdingen Straße nach Neuburg. Dort zweigt von der St 2110 das Sträßlein „Am Burgberg“ ab. Die Hoftaferne in Neuburg am Inn ist in der Burg gelegen.

OE Gastronomie GmbH
Am Burgberg 5
94127 Neuburg am Inn

Telefon: 08507 923120 Telefax: 08507 92312-120

info@hoftaferne-neuburg.de

Geöffnet Dienstag bis Sonntag ab 11:30 Uhr

<http://www.juliuspital-weinstuben.de>

Täglich geöffnet von 10-24 Uhr

Informationstext zur aviso Einkehr:

Die schönsten Denkmalgeschützten Wirtshäuser und Gasthöfe in Bayern sind (noch) nicht so bekannt wie viele unser Schlösser, Burgen und Kirchen. Das muss sich ändern! In „aviso Einkehr“ stellen wir Ihnen deshalb die schönsten kulinarisch-bavarischen Musentempel vor: Alle respektable und authentische Zeugnisse unserer reichen Baukultur und: in allen kann man hervorragend essen, in manchen auch übernachten.





WERKSTATT

„Das Land der Minnesänger“

Die zimbrischen Sprachinseln in Oberitalien.

Text: Anthony Rowley

Nicht nur in Südtirol leben italienische Staatsbürger mit deutscher Muttersprache. Es gibt über Norditalien verstreut mehrere Exklaven des Deutschen. Im Westen sind es die Sprachinseln der sogenannten „Walser“, die einst aus dem Wallis kamen und heute vor allem im Aostatal leben. Auch im Osten an der Grenze zu Kärnten gibt es deutsche Sprachinseln. Und südlich der deutsch-italienischen Sprachgrenze in Südtirol, im Gebirge zwischen Trient, Verona und Vicenza, leben die sogenannten „Zimbern“ und „Möcheni“. Möcheni nennt man die Bewohner des Fersentals bei Trient; die *Zimbern* leben in drei Inseln: im Dorf Lusern, in den Sieben Gemeinden um Asiago und in den Dreizehn Gemeinden nördlich Verona.

Schon der Altvater der europäischen Dialektforschung, der Münchener Sprachforscher Johann Andreas Schmeller (1785 – 1852), besuchte zweimal diese Sprachinseln. Über den Anstieg auf die Hochebene der Sieben Gemeinden im Jahr 1833 in Begleitung Einheimischer schrieb er in seinem Tagebuch:

„Als wir die Hochebene erreichten, der Vollmond uns in seinem ganzen Glanze entgegenschien, und Capo Antonio ausrief: *Der Mano leüchtet aso hüpesch!* da war mir als sey ich hinaufgestiegen in das Land und in die Zeit der Minnesänger, ja in die der Notkere und Otfride“.

Was bewegte den eher stocknüchternen, ja trockenen Philologen zu solcher Begeisterung? Es war seine erste Reise in die Sprachinseln. Die Sprache seiner Begleiter war ein „unabgefragtes freyes frankes Deutsch in vollständigen Sätzen“, das er aber nicht verstand. Plötzlich ein verständlicher Satz (‘der Mond leuchtet so hübsch’), und so altertümliches Deutsch! Mit Notker und Otfrid deutet Schmeller die Sprachwelt des neunten und zehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt an – leicht übertrieben, wie sich herausstellen wird, aber der heutige Sprachstand des Zimbrischen weist immerhin ins 12. Jahrhundert.

Die „Mòcheni“ im Fersental

Im Fersental oder Valle dei Mòcheni, 15 km östlich von Trient, wird in drei Dörfern *Mòchenisch* gesprochen. Der Name *Mòcheni* kommt angeblich vom häufigen Gebrauch des Worts *machen* im deutschen Dialekt. In der Volksbefragung der Provinz Trient aus dem Jahr 2011 deklarierten sich 1.660 Bürger als Mòcheni, 868 davon in der Sprachinsel selbst. Sie sind heute alle zweisprachig und sprechen auch den italienischen Dialekt der Gegend. Viele können zudem passabel deutsch. Ihren Alltagsdialekt nennen sie sogar *taitsch*. Der einstige Landesherr, der Fürstbischof von Trient, gehörte zu den Fürsten des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Vom Ende des alten Reichs bis 1918 gehörte das Trentino dann als „Wälsch-Tirol“ zu Österreich.

Die Zimbern von Lusern

Ebenfalls im Trentino liegt das Dorf Lusern (ital. Luserna), die nördlichste der zimbrischen Orte. 40 km südöstlich von Trient auf 1333 Metern gelegen, ist Lusern die abgelegenste der Sprachinseln. Die nächste erreichbare Ortschaft liegt 15 km entfernt, die Straßenverbindung ist auch heute noch abenteuerlich. Die etwa 250 Einwohner pflegen ihr „Cimbro“ – so heißt die Ortsmundart – als alltägliche Umgangssprache. Die Isolation und die stark ausgeprägte Heimatverbundenheit der Luserner haben dazu geführt, dass Zimbrisch dort auch in der jüngeren Generation lebendig ist, obwohl die Dorfschule vor einigen Jahren aufgelöst wurde und die Kinder jetzt ins 15 km entfernte Lavarone fahren.

Zwischen dem Mòchenischen des Fersentals und dem Zimbrischen von Lusern liegen sozusagen hundert Jahre Sprachgeschichte – das Zimbrische ist

altertümlicher als die „modernste südbairische Sprachinsel“ (so der Wiener Dialektforscher Eberhard Kranzmayer) des Fersentals. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnte man Zimbrisch auch in den weiter westlich gelegenen Gemeinden Lavarone und Folgaria hören. Dort starb es um 1950 endgültig aus.

„Toitsches Gaprecht“ in den Sieben Gemeinden

Das Kerngebiet des Zimbrischen liegt weiter südlich in den sogenannten Sieben und Dreizehn Gemeinden. Die letzte der Sieben Gemeinden in der Provinz Vicenza, in der sich das Zimbrische bis heute erhalten hat, ist Roana (zimbrisch *Robaan*). Das Dorf liegt auf einer Hochebene auf etwa 1.000 Meter und hat über 3.500 Einwohner, aber kaum eine Handvoll davon spricht noch die alte Sprache, die im Volksmund *toitsches gaprecht* heißt. Das Wort *toitsch* (deutsch) ist hier anders als in Südtirol ausschließlich Sprachename; fragt man die Leute nach ihrer ethnischen Selbsteinschätzung, so antwortet niemand „deutsch“, sondern „cimbro“. Die einzige Stadt, der Hauptort Asiago (zimbrisch *Slege*), wechselte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Italienischen.

Paternoster aus den VII Gemeinden

*Ügnar Bàatar, ba pist in hümmel,
zai gahòlighet dar dain naamo,
as khèmmme dar dain Regno,
zai gamàcht bia du bill,
bia in hümmel, azò in d'éerda.
Ghitzich hòite 'z ügnar pròat bon allen taghen,
borghit ozàndarn d'ügnarn zünzte
bia bràndare borghéban bèar hatzich offéndart,
mach as bar net bàllan in tentatziuum,
ma liberàrzich bon allen béetighen.*

(aus: Messa in Cimbro. Vicenza 1979)

Das Zimbrische der Sieben Gemeinden hat eine bescheidene Literatur hervorgebracht. Diese Literatursprache wird gerne als „Nahsprache“ des Deutschen klassifiziert, wie Jiddisch oder Lëtzebuergesch. Der Leser kann sich selbst an Hand

des kurzen Textes ein Bild machen, wie groß der sprachliche Abstand zum Deutschen ist.

„Taucias Gareida“ in den dreizehn Gemeinden

Giazza (Ljetzan), das letzte zimbrischsprachige Dorf der Dreizehn Gemeinden, liegt in der Provinz Verona auf 760 Meter nur 35 km nördlich von Verona, das auf zimbrisch *Bearn* heißt. Von den etwa 300 Einwohnern spricht eine Handvoll Älterer noch das alte Zimbrisch, das hier *taucias gareida* oder *tautsch* heißt. Giazza ist übrigens der südlichste Punkt in Mitteleuropa, an dem man noch ein autochtones Deutsch spricht.

Paternoster aus den XIII Gemeinden

*Vatar usar ta do pist ime himmele,
Gaholagat sait dai name.
Kime daine raich
Un saibe gamacht un daine boie
Asbia un himmale asou un earde.
Gitus haute usar proate un aljan taghe,
lassan abe de usarne sciuljar
asbia barandre lassas an abe de usarne sciuljarn
un vuarus nist de sere un halta mi vere de ubal.
Asou saibe.*

(aus: L. T. Prader u.a., Lebendige Sprachinseln. 3. Aufl. Bozen 2006)

Herkunft der Zimbern

Italienische Humanisten der frühen Neuzeit nahmen an, dass es sich bei den Zimbern um Reste der im Jahre 101 vor Christi Geburt vom römischen Konsul Marius bei Verona geschlagenen germanischen Völker der Kimbern und Teutonen handelt – daher der Name „Cimbri“. Andere wiederum sahen in den Zimbern letzte sprachliche Nachkommen der einst in Italien ansässigen Goten oder Langobarden. Erst Schmeller konnte allen Spekulationen ein Ende setzen. Er wies erstens darauf hin, dass der Wortschatz des Zimbrischen typisch ist für den Dialekttyp, der in Altbayern

und Österreich gesprochen wird. So sagen die Zimbern für Dienstag *Értak*, für Donnerstag *Pfinztak*, für küssen *pussen*, wie sonst nur in den Dialekten Altbayerns und Österreichs. Ferner fand er eine Urkunde der Abtei Benediktbeuern aus den Jahren nach 1053, die eine Umsiedlung von Untertanen in das Gebiet eines Klosters in Verona belegt, zu dem auch Teile der Dreizehn Gemeinden gehörten. Aus dieser und anderen Umsiedlungen sind die Vorfahren der heutigen Zimbern hervorgegangen.

Die Zimbern kamen demnach vor etwa tausend Jahren aus dem Südosten des deutschen Sprachraumes. Der sprachliche Befund legt nahe, dass sie sich schon im 12. Jahrhundert vom Mutterland trennten. Das Zimbrische ist sprachlich sozusagen auf dem Stand kurz nach der Besiedlung stehengeblieben. Die Siedler, mit Privilegien ausgestattet, um die Höhenzüge wirtschaftlich nutzbar zu machen, schlossen sich in starken Gemeinschaften zusammen. Seit dem 15. Jahrhundert hatte Venedig die Vormacht in der ganzen Region, und die Sieben und Dreizehn Gemeinden blieben im Prinzip bis 1797 unter dem Schutz Venedigs als Bauernrepubliken außerhalb des damaligen Heiligen Römischen Reichs politisch eigenständig; ihre Privilegien schaffte erst Napoleon ab. Eine kurze Zeit österreichischer Herrschaft von 1807 bis 1866 scheint spurlos an den zimbrischen Gemeinden vorbeigegangen zu sein – ja eine *legione cimbrica* kämpfte auf Seiten Italiens für den Risorgimento. Die Beziehungen zum geschlossenen deutschen Sprachraum waren von Anfang an spärlich. Zwar sind bis zum 15. Jahrhundert deutsche Geistliche nachgewiesen, aber spätestens seit der Reformation waren die Kontakte zum deutschsprachigen Raum unterbunden. Es entstand sogar 1602 eine eigene Katechismusübersetzung in zimbrischer Sprache.

Voraussetzung für den Erhalt dieser archaischen Dialekte war die Isolation im schwer zugänglichen Gebirge. Adolf Bass etwa, ein deutscher Besucher, schrieb anno 1901 nach einem Besuch im Fersental von der auf seiner Landkarte eingezeichneten „leidlichen Fahrstrasse“: „Der Weg ist geradezu abscheulich zu begehen und noch viel schlechter zu befahren“. Bessere Straßen brachte der Erste Weltkrieg. Die Sprachinseln lagen dicht an der Front, das Fersental und Lusern auf der österreichischen, die Sieben und Dreizehn Gemeinden auf der italienischen Seite. Das Militär trieb den Straßenbau voran, um schweres Gerät zu transportieren. Von mächtigen Festungen aus beschossen sich die Kriegsgegner jahrelang über die

Grenze hinweg. Von Lusern und den Orten der Sieben Gemeinden blieb kaum ein Stein auf dem anderen, die Bevölkerung war ausgesiedelt. Nach dem Krieg fielen die trentinischen Gebiete an Italien. Seit 1860 hatte man von Wien aus die Fersentaler und Luserner als deutsche Sprachminderheit gefördert. Deutsch wurde neben Italienisch gleichberechtigte Amtssprache, es gab deutsche Schulen. Das hörte 1918 schlagartig alles auf, aber viele gingen auch nach 1918 in den Wintermonaten als Wanderhändler ins deutschsprachige Südtirol, mancher war als Gastarbeiter in Deutschland, Österreich oder der Schweiz tätig. So ist in den Sprachinseln des Trentino anders als in den Sieben und Dreizehn Gemeinden der Kontakt zur deutschen Sprache bis heute nicht abgebrochen.

Die zimbrische Sprache

Was ist denn der Reiz der wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesen Sprachinseln? Dialektforscher begeistern sich – wie schon Schmeller – für die Altertümlichkeit des Zimbrischen. Es spielt als „historische Quelle“ in Eberhard Kranzmayers Konzept für das „Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich“ eine wichtige Rolle, denn: „Die meisten Sprachinseln sind ... sofort nach der Kolonisation auf sich selbst gestellt gewesen und vom Binnenland her nicht mehr beeinflusst worden“. So hat man sie „lebende Sprachmuseen“ genannt, die noch heute Auskunft erteilen über den Sprachstand der Besiedlungszeit. Man beachte im Zimbrischen Paternoster die unterschiedlichen Endsilbenvokale in *der dain naamo*, *in d'éerda* 'auf Erden' und *d'ügnarn zünzte* 'unsere Schulden', ähnlich wie im Althochdeutschen des 9. und 10. Jahrhunderts. Zu den zimbrischen Wörtern, die es im Binnenraum seit alt- oder mittelhochdeutscher Zeit nicht mehr gibt, gehören: *enne* 'Stirn' (ahd. *endi*), *köden* 'sagen' (ahd. *quëdan*), *gedingo* 'Hoffnung' (mhd. *gedinge* 'Zuversicht').

Aber die Altertümlichkeit ist nur eine der prägenden Komponenten. Ein anderer, in philologischem Nationaleifer zuweilen übersehener Aspekt ist der Einfluss der Umgebungssprache. Ohne Rückendeckung einer normierten Standardsprache sind die Dialekte dem Italienischen zum Teil recht weit entgegengekommen. Im zimbrischen Paternoster (oben) liest man etwa *der dain naamo* 'dein Name' mit vorausgehendem bestimmten Artikel, wie italienisch *il tuo nome*; das Wort *bràndare* für 'wir', sozusagen „wir andere“, entspricht umgangssprachlichem italienischen *noi altri*. Auch der Alltagsdiskurs ist mit italienischen Floskeln gespickt (*ecco, allora, ma!*).

In Wortschatz haben die Zimbern gewaltige Anleihen bei ihren Nachbarn gemacht. Im zimbrischen Paternoster finden wir etwa *Regno, tentaziuum, offendart, liberarzieh*. Der Einfluss ist so tiefgreifend, dass die Lehnwörter Zeugnisse für die historische Dialektforschung des Italienischen sind; auch die Entlehnungen bleiben auf dem Sprachstand der Gebersprache zur Entlehnungszeit, während um sie herum der Sprachwandel tobt.

Sprachinseln bieten also für Linguisten eine Vielfalt von Forschungsthemen. Weil sie Sprachminderheiten in anderssprachiger Umgebung bilden, stellen sich neben grammatikalischen und lexikalischen Fragen auch solche der Sprachpolitik und des Sprachenrechts, der Ethnologie der Sprache und leider auch des Sprachtodes.

In Italien hat der Schutz von Sprachminderheiten Verfassungsrang. Um gemeinsam stärker zu sein, haben die deutschen Sprachinseln zudem in einem „Einheitskomitee der kleinen deutschen Sprachminderheiten in Italien“ eine eigene Interessenvertretung gegründet. Auch in Bayern unterstützt ein „Bayerisches Cimbernkuratorium e.V.“ die Sprachinseln. Die Situation ist in jeder Sprachinsel anders, aber zumindest in Lusern und im Fersental kann man hoffen, dass das Überleben der Sprachinseldiome fürs erste gesichert ist. Heute kann man die Sprachinseln alle bequem mit dem Reisebus erreichen. Der Europa-Wanderweg E5 führt von den Alpen zur Adria quer durch die Sprachinseln, da kann der Wanderer nicht umhin, im Fersental, in Lusern und in Giazza vorbeizuschauen.

Text zum Autor:

Prof. apl. Dr. Anthony Rowley ist ein britischer Sprachwissenschaftler, der als Dialektologe und Lexikograf die bairischen Dialekte erforscht.

Rowley ist seit 1988 Leiter der Redaktion des auf zehn Bände veranschlagten Bayerischen Wörterbuchs (BWB), das von der Kommission für Mundartforschung an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird. Als Dienststellenleiter der Kommission für Mundartforschung ist er daneben auch für das Ostfränkische Wörterbuch zuständig. Seit 1989 lehrt Rowley überdies als außerplanmäßiger Professor Germanistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Wochentags ist er in der vom Bayerischen Rundfunk produzierten

Sendung Wir in Bayern zu sehen, für die er die Bedeutung eines von einem Zuschauer zum Rätsel gestellten bayerischen Wortes erklärt.

Zum Weiterlesen

<http://www.bersntol.it/cms-01.00/articolo.asp?IDcms=33&s=242&l=de>

<http://www.lusern.it/DE/>

<http://www.cimbri.org/>





RESULTATE

Afrikanische Sprachen als klangvolle Instrumente im Weltorchester

In Bayreuth zu Hause: Wissenschaft über den wechselseitigen Zusammenhang von Sprachen, Literaturen und Kulturen in Afrika

Text: Christian Wißler

Rund 2000 Sprachen werden in Afrika und auf den vorgelagerten Inseln des Kontinents gesprochen: „Tradiert von Generation zu Generation und auf kreative Weise in den Künsten und Literaturen verwendet, bereichern sie die globale Sprachenlandschaft in einzigartiger Weise“, erklärt die Bayreuther Afrikanistin Professorin Dr. Gabriele Sommer und betont zugleich den innovativen Wandel, dem die Sprachen in Afrika unterliegen. „Wie überall in der Welt haben sich Sprachen in Afrika im Laufe der Zeit in ihrem Wortschatz und ihrer Grammatik verändert, und sie werden – in durchaus unterschiedlichem Maße – heute in den neuen Medien und im Internet verwendet.“

Für die Erforschung afrikanischer Sprachen ist die Universität Bayreuth heute der wichtigste Standort im Freistaat Bayern. Seit ihrer Eröffnung im Jahre 1975 hat sie die Afrikastudien zu einem international sichtbaren, multi- und interdisziplinären Profelfeld in Forschung und Studium weiterentwickelt. Beispiele für diese Präsenz

afrikanischer Sprachen, Literaturen und Kulturen in Oberfranken sind jährliche Veranstaltungen wie das Swahili-Kolloquium, das Literaturfestival der Bayreuth International Graduate School of African Studies (BIGSAS) und das Filmfestival Cinema Africa!, aber auch zwei große internationale Konferenzen, die im Juni 2014 auf dem Bayreuther Universitätscampus stattfanden: der 21. Afrikanistentag und die Tagung „Zukunft Afrika“ der Vereinigung für Afrikawissenschaften in Deutschland.

Selbstbewusste Vielfalt statt (post-)kolonialer Fremdbestimmung

Welche herausragende politische, soziale und historische Bedeutung der Sprachenvielfalt auf dem afrikanischen Kontinent zukommt, hat einer der weltweit prominentesten Autoren der Gegenwart, der kenianische Literaturwissenschaftler, Schriftsteller und Kritiker Professor Ngugi wa Thiong'o, während der letzten drei Jahrzehnte immer wieder hervorgehoben. In seiner Streitschrift „Decolonising the mind: The Politics of Language in African Literature“ forderte er Mitte der 1980er Jahre, dass der afrikanische Kontinent sich von der willfährigen Anpassung an westliche Sprachen und Kulturen emanzipieren solle, die trotz der politischen Unabhängigkeit weiterhin einen dominierenden Einfluss hätten. Ein wesentlicher Teil dieser programmatischen vielbeachteten Schrift entstand 1984 in Bayreuth, als der Autor hier eine mehrmonatige Gastprofessur wahrnahm. Genau dreißig Jahre später, im Mai 2014, wurde er für sein Lebenswerk mit der Ehrendoktorwürde der Universität Bayreuth ausgezeichnet. Die Initiative hierfür was von der Bayreuth International Graduate School of African Studies (BIGSAS) unter der Leitung von Professor Dr. Dymitr Ibrizimow ausgegangen. Im Rückblick bekennt der heute weltberühmte Autor, dass der damalige Forschungs- und Studienaufenthalt ein Wendepunkt in seinem Leben gewesen sei, denn nicht zuletzt die räumliche Nähe zum Lebensmittelpunkt Richard Wagners habe sein Denken beeinflusst: „Die Vorherrschaft einiger weniger Sprachen auf dem Erdball ist der Reduzierung eines riesigen Wagner-Orchesters auf wenige, ähnlich klingende Blechblasinstrumente vergleichbar. Der Tod jedweder Kultur und Sprache verkleinert das menschliche Weltorchester. Wenn die Ehre, die diese ehrwürdige Universität mir heute zuteil werden ließ, dazu beiträgt, die Welt daran zu erinnern, dass der Kampf für die Sprache weitergehen muss, dann nehme ich diese Ehre dankbar an“, betonte der Geehrte in seiner Dankesrede anlässlich der Würdigung seines Werks.

Seit vielen Jahren lehrt Ngugi wa Thiong'o, der wiederholt für den Literaturnobelpreis nominiert war, als Distinguished Professor of English and Comparative Literature an der University of California, Irvine (UCI). Er wendet sich entschieden gegen Versuche, hierarchische Beziehungen zwischen Kulturen, Sprachen, gesellschaftlichen und ethnischen Gruppen zu konstruieren. „Sprachen und Kulturen können und sollen in Form von Netzwerken zueinander in Beziehung stehen. Ein Netzwerk basiert auf einem System des Gebens und Nehmens; man könnte es auch ein Brückensystem nennen. Eine lebendige Brücke ist immer ein Zwei-Wege-Prozess, niemals eine Einbahnstraße, ansonsten würde sie aufhören, Brücke zu sein. Wir müssen weiterhin Brücken zwischen den Sprachen und Kulturen bauen, egal wie groß oder klein sie sind.“ Denkweisen und Gewohnheiten, die zu einer „absoluten Vorherrschaft der europäischen Sprachen im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben Afrikas“ geführt hätten, seien daher zu überwinden. „Die europäischen Großreiche als physische Gebilde mögen ihr Ende gefunden haben, zumindest in ihrer alten, kolonialen Erscheinungsform, doch haben die metaphysischen europäischen Großreiche überlebt. Das hat zu einem haarsträubenden Phänomen geführt: zur aggressiven Umfassung durch europäische Sprachen, und gleichzeitig zur aggressiven Ablehnung afrikanischer Sprachen. Umfassung des Fremden, Flucht aus dem Einheimischen: So sieht es heute auf dem Kontinent aus.“

An diesem Befund, so meint der kenianische Literat und Kulturtheoretiker, sei die gebildete Mittelschicht in den Ländern Afrikas nicht unschuldig: „*Während* des antikolonialen Kampfes benutzte die afrikanische Mittelklasse die europäischen Sprachen strategisch und taktisch als Quellen zur Stärkung der afrikanischen Sprachen im Freiheitskampf. *Nach* der Unabhängigkeit aber nutzte die neue, postkoloniale Mittelklasse die afrikanischen Sprachen auf entgegengesetzte Weise: allein als Quellen zur Stärkung der englischen und anderen europäischen Sprachen. *Während* des antikolonialen Kampfes agierten die Gebildeten als Späher im fremden linguistischen Gelände. *Nach* der Unabhängigkeit wurden die Gebildeten zu Gefangenen in einem europäischen linguistischen Gefängnis. Wir sammeln intellektuelle Begriffe und stecken sie in europäische Sprachmuseen und –archive. Das ist innerhalb und außerhalb Afrikas zur intellektuellen Norm geworden.“

Afrikanische Sprachen: Ressourcen für den Weg ins Freie

Was aber ist zu tun, um dieses „linguistische Gefängnis“ aufzubrechen? Wie lassen sich produktive Entwicklungen in Gang setzen, in denen sich afrikanische Ressourcen der Kultur und des Wissens frei enthalten können? Ngugi wa Thiong'o hat dafür exemplarische Anstöße und Anregungen gegeben, die bis heute wirksam sind und sich in zahlreichen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit seinen Werken niederschlagen. „Er ist in Afrika nicht zuletzt durch seinen Einfluss auf dem Gebiet des Protesttheaters und Partizipationstheaters bekannt geworden“, erklärt Dr. Rémi Tchokothe, Afrikanist an der Universität Bayreuth und Absolvent der BIGSAS. „Er wollte denjenigen Kenianerinnen und Kenianern, die in ländlich geprägten Regionen leben, eine Stimme geben und sie zu einem selbstbewussten Umfang mit ihren Interessen ermächtigen.“ Als Dramatiker unterstützte er die Menschen dabei, mit einfachen Mitteln ihr eigenes Theater zu bauen und in ihrer kenianischen Muttersprache Kikuyu an den Aufführungen sozialkritischer Szenen mitzuwirken – ein Beispiel dafür, wie sprachliche Eigenständigkeit sich mit politischer Widerständigkeit verbindet. Doch das 1977 entstandene Theaterstück „Ich heirate wann ich will“, eine Auseinandersetzung mit ungerechten Macht- und Besitzverhältnissen in Kenia, wurde kurz nach der Veröffentlichung verboten und der Autor selbst inhaftiert.

Während der Zeit im Gefängnis entstand Ngugi wa Thiong'o's erster Roman in seiner Muttersprache Kikuyu mit dem Titel „Caitanimutharaba-Ini“ („Der gekreuzigte Teufel“, 1982). Die Erfahrung mit der physischen Unfreiheit bestärkte ihn in der Auffassung, dass kein anderes Medium als die eigene Muttersprache besser geeignet sei, den Kolonialismus mental zu überwinden und die eigene Identität den Übergriffen eines fremdbestimmten Postkolonialismus zu entziehen. „Das Prinzip, das Ngugis literarische Aktivität zumindest in den vergangenen drei Jahrzehnten getragen hat, besteht in der Überzeugung, dass die Erinnerung eines Volkes, d.h. die kritische Basis seiner Subjektivität, in seiner eigenen Sprache bewahrt wird“, erklärt Professorin Anne V. Adams, Professorin Emerita an der Cornell University in New York. Beim Festakt in Bayreuth hielt sie die Laudatio, als Expertin für Literaturen in Afrika ist sie seit den 1980er Jahren ein regelmäßiger Gast an der Universität Bayreuth.

Die renommierte Literaturwissenschaftlerin schätzt vor allem auch die innovative wissenschaftspolitische Kraft, die in einer produktiven Rückbesinnung auf die Vielfalt der sprachlichen und kulturellen Ressourcen Afrikas stecken kann. Gemeinsam mit Kollegen habe Ngugi erfolgreich dafür gestritten, dass das English Department an der University of Nairobi abgeschafft und durch das Department of Literature ersetzt wurde, das eine einseitige Ausrichtung auf europäische Kolonialsprachen von vornherein vermied.

Postkolonialismus als Sprungbrett zur Weltliteratur

So sehr das Oeuvre von Ngugi wa Thiong'o in der Auseinandersetzung mit den besonderen Lebensverhältnissen und Machtstrukturen in seiner afrikanischen Heimat gereift ist, so ist es dennoch – oder besser gerade deshalb – nicht allein auf diesen Kontext beschränkt. Der kenianische Autor knüpft in seinem 2012 erschienenen Essay „Globalectics: Theory and the Politics of Knowing“ an den von Goethe geprägten Begriff der Weltliteratur an, um die eigene Vision einer postkolonialen Literatur in einen literarhistorischen Kontext zu stellen und deren globale Dimension herauszuarbeiten.

Dabei wendet er sich gegen das Missverständnis, postkoloniale Literaturen in afrikanischen Sprachen wollten sich von weltweiten kulturellen Austauschprozessen abkapseln. „Tatsächlich ist der Postkolonialismus nicht nur in der Dritten Welt verortet. Sprichwörtlich in der Intertextualität von Werken aus allen Winkeln der Welt verwurzelt, ist seine universale Tendenz seiner Beziehung zum historischen Kolonialismus und der Welt als seinem Theater inhärent“, heißt es in „Globalectics“. So gelangt der Autor zu dem Resümee: „Das Postkoloniale ist vom Wesen her etwas nach außen Schauendes, etwas grundsätzlich Internationales in seinem Innersten, was Themen, Sprache und die intellektuelle Bildung der Schriftsteller betrifft. Es wäre sehr produktiv, betrachtete man die Weltliteratur, obgleich nicht ausschließlich, durch die Postkolonialität.“

Bereits in seinem Essay „Literature and Society“ hat Ngugi wa Thiong'o der Literatur einer jeden Nation einen universalen Bezug zuerkannt, der ihr gerade aufgrund ihrer Funktionen innerhalb eines regional begrenzten Wirkungsbereichs zukomme: „Die Literatur einer Nation, die die Gesamtsumme der Werke vieler Einzelner in dieser Gesellschaft darstellt, ist dann nicht nur Widerspiegelung der kollektiven Wirklichkeit

dieses Volkes, kollektive Erfahrung, sondern verkörpert zugleich die Art und Weise, in der diese Gemeinschaft die Welt sieht und ihren Platz in der Schaffung dieser Welt bestimmt.“

An diese Überlegungen knüpfte auch Professorin Anne V. Adams an, wenn sie in ihrer Bayreuther Festrede erklärte, wie es Ngugi wa Thiong'o gelungen ist, den Begriff der Weltliteratur aus den zeitbedingten Beschränkungen des 19. Jahrhunderts zu lösen und auf eine moderne Vision postkolonialer Literatur im 21. Jahrhundert zu übertragen.

In der Verbindung von Weltliteraturen aus unterschiedlichen Epochen zeigt sich, dass auch Goethe nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat. 1827 erklärte er gegenüber seinem Freund Eckermann: „National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Welt-Literatur ist an der Zeit und jeder muss jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“ Dabei war der Alte in Weimar freilich pragmatisch genug, um einzuräumen, dass dieser Weg zur „Welt-Literatur“ weder zur Beseitigung kultureller Eigenheiten führte noch auf einen wechselseitigen Enthusiasmus hinauslaufen müsse. Im Hinblick auf zwei neu gegründete englischsprachige Zeitschriften notierte er 1828 („Über Kunst und Altertum“ VI2): „Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publikum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, dass nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen.“

B I G S A S

Wissenschaftliche Exzellenz in Oberfranken

Die Bayreuth International Graduate School of African Studies (BIGSAS)

www.bigsas.uni-bayreuth.de

Exzellentes Forschungsumfeld für exzellenten Forschernachwuchs: Die Bayreuth International Graduate School of African Studies (BIGSAS) fördert seit ihrer Gründung im Jahre 2007 im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder herausragende Doktorandinnen und Doktoranden durch ihre fakultäts- und

fächerübergreifende Verankerung im Afrikaschwerpunkt der Universität Bayreuth. In Bayern war die BIGSAS während der ersten Phase ihrer Förderung das einzige in den Geisteswissenschaften angesiedelte Projekt der Exzellenzinitiative. Mit besten Bewertungen erhielt sie im Jahr 2012 eine Förderung für weitere fünf Jahre.

Die inzwischen 48 abgeschlossenen Dissertationen basieren auf eigenständig entwickelten Forschungsfragen und zeigen ein hohes wissenschaftliches Niveau. In kleinen Arbeitsgruppen profitieren die Promovierenden vom internationalen Austausch: Insgesamt 31 Länder – davon allein 20 Länder in Afrika – vernetzen sich in einer gemeinsamen Promovierendenkultur. Zudem verbindet die BIGSAS wissenschaftliche Exzellenz von sieben Universitäten auf zwei Kontinenten in einem ‚interkontinentalen Campus‘.

Aufgrund einer gezielten Berufungspolitik der Universität Bayreuth ist die Vielfalt der Disziplinen, in die die BIGSAS eingebettet ist, einzigartig in der internationalen Hochschullandschaft: Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften sowie mittlerweile auch Natur- und Ingenieurwissenschaften und Angewandte Informatik arbeiten bei der Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses zusammen.

Ideen für die Welt von morgen

Der 5. Mai 2014 war für die Universität Bayreuth nicht allein aufgrund des Festakts für Professor Ngugi wa Thiong’o ein Höhepunkt. Denn an diesem Tag unterzeichneten die Präsidenten und Rektoren der sechs afrikanischen Partneruniversitäten der BIGSAS gemeinsam mit dem Präsidenten der Universität Bayreuth eine zukunftsweisende Vereinbarung. Darin bekräftigen sie ihre Entschlossenheit, die vertrauensvolle Kooperation in den kommenden Jahren zu vertiefen – getreu der BIGSAS-Devise: „Forschung über Afrika nur gemeinsam mit Afrika“. Die erfolgreiche innerafrikanische Vernetzung soll insbesondere auf dem Gebiete des Hochschulmanagements weiter ausgebaut werden. Für die kommenden Jahre sind daher regelmäßige Treffen und rotierende Diskussionsforen geplant. Hierbei wird es beispielsweise um Qualitätssicherung, Diversitäts- und Gleichstellungsmaßnahmen oder auch um Nachwuchs- und Forschungsförderung gehen.

Den Willen zu künftiger Vernetzung und Kooperation bekundeten auch die rund 40 Absolventinnen und Absolventen der BIGSAS, die aus aller Welt zu einem mehrtätigen Treffen angereist waren. Sie alle tragen heute in unterschiedlichsten beruflichen Positionen Verantwortung, sei es in Europa, Afrika oder Nordamerika. Und sie wollen ihre hervorragenden wissenschaftlichen Kompetenzen und ihre Erfahrungen aus der Praxis nutzen, um gemeinsam neue Ideen für die Welt von morgen auf den Weg zu bringen. Die Absolventinnen und Absolventen der BIGSAS sind auf diese Weise auch zu Botschafterinnen und Botschaftern Bayern in aller Welt geworden: mit vielen Erinnerungen an wunderbare Promotionsjahre in Bayreuth und der Zukunft zugewandt.

Text zur Autorin:

Christian Wißler M. A. ist in der Stabs-abteilung Presse, Marketing und Kommunikation der Universität Bayreuth für Wissenschaftskommunikation verantwortlich.

Festrede und Laudatio

Übersetzungen von Dr. Thomas Brückner. Die Texte können im Original und in Übersetzung unter bigsas@uni-bayreuth.de angefordert werden.

Zum Weiterlesen

Zuletzt erschienen auf Deutsch Nguĩg

wa Thiong'os Werke »Im Haus des Hüters. Jugendjahre«,

»Träume in Zeiten des Krieges. Eine Kindheit« und »Herr der Krähen« (Roman) beim

A1 Verlag.



POSTSKRIPTUM

Bamberg's Sommerkleider

Depesche aus der Villa Concordia

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

manchmal muss ich doch staunen, wie viele Menschen in Bayern die schöne *aviso* noch nie gesehen oder besser wahrgenommen haben. Wir waren geehrt, im Mai Gastgeber für gut 200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Universität Bamberg bei ihrem jährlichen Betriebsausflug gewesen zu sein, und als ich den Damen und Herren am Ende meiner Ausführungen zu Haus, Gästen, Festen und Resten von der *aviso* erzählte, in der wir immer die letzte Seite mit der kleinen Depesche aus der Villa füllen dürfen, waren alle fürbass erstaunt, was der Freistaat da für „ein Heft führt“... Diese Verblüffung hat mir auch gezeigt, dass Hoffnung besteht, neue Leserinnen und Leser anzusprechen, die just dieser Tage zu *aviso* finden und sich überraschen lassen wollen, was sich darin thematisch tummelt. Nun. Auch die Villa Concordia bzw. das Internationale Künstlerhaus Villa Concordia – so der richtige Name unserer Institution! – findet sich hier. Wir haben einen schönen Mai verlebt mit großem Bahnhof: Alle Stipendiatinnen und Stipendiaten haben sich in einer Interviewrunde vor viel wachem Publikum befragen lassen. Eine Veranstaltung, für die wir hier mittlerweile bekannt sind. Eine Ausstellung – Jean Paul Soulscapes Fotografien von Michael Ley – ist eröffnet und noch bis zum 6.7. bei uns im Haus zu besuchen. Natürlich bei freiem Eintritt! Die kommenden Wochen zeichnen sich mit Einzelporträtveranstaltungen ab: Der Komponist José Maria Sánchez-Verdú wird sich mit Kompositionen für Akkordeon am 19.8. vorstellen, die Autorin Christine Pitzke wird am 26.8. in unserem Saal lesen. Wir holen einen unserer ehemaligen Stipendiaten zurück für eine Ausstellung: Ryszard Kajzer aus Polen eröffnet am 14.7. seine Schau bei uns. Und die Zusammenarbeit mit den Kunst- und Antiquitätenwochen – es ist bereits die 19. ihrer Art und wir sind zum dritten Mal dabei mit den Werken von ehemaligen und derzeit residierenden Stipendiaten – steigt wieder mit feierlicher Eröffnung am 23.7. Sollten Sie Interesse an unserer Broschüre zu den Kunst- und Antiquitätenwochen haben – mit Werken von Sebastian Kuhn, Jesus Palomino, Antonio R. Montesinos, Martin Wöhr, Andreas Feist, Aldona

Kut und Stefan Eberstadt – so zögern Sie nicht, uns eine Email an presse@villa-concordia.de zu senden. Wir senden Ihnen gerne eine zu. Natürlich kostenfrei.

Ein Sommerfest großer Couleur plant der Verein der Freundinnen und Freunde des Internationalen Künstlerhauses und wir haben uns erlaubt, Annamateur aus Dresden und das Wortart Ensemble ebenfalls aus Dresden und Berlin einzuladen. Das wird ein wahres Fest für die Ohren und Sinne! Neben dem Wunsch, neue Mitglieder für den Verein zu gewinnen und die bestehenden Mitglieder sehr herzlich mit diesem Open Air Konzert zu beschenken, wird es (wenige) öffentliche Karten bzw. die Möglichkeit zum Eintritt per Abendkasse über unseren Garteneingang geben. Wir von der Villa freuen uns schon sehr auf so viel Sommerstimmung in unserem Garten!

Ich wünsche Ihnen – im Namen aller Villa-Bewohner groß und klein sowie aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses eine strahlende Sommerzeit.

Ihre Nora-Eugenie Gomringer



Impressum

© Copyright:

Bayerisches Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst

Salvatorstraße 2 | 80333 München

ISSN 1432-6299

Redaktion:

Toni Schmid (verantw.)

Dr. Elisabeth Donoughue

Silvia Bachmair (Adressenverwaltung)

redaktion.avisostmbw.bayern.de

Telefon: 089 . 21 86 22 42

Fax: 089 . 21 86 28 13

avisoverscheint viermal jährlich.

Titelbild:

www.carstyling.ru/de/car/1956_bmw_issetta/images/3329/

www.suedtirol-travels.com/urlaub-groeden.html

Gestaltung:

Gisela und Walter Hämmerle

Atelier für Gestaltung | 84424 Isen

<http://www.atelier-haemmerle.de>

Gesamtherstellung:

Bonifatius GmbH | Druck-Buch-Verlag

Karl-Schurz-Str. 26 | 33100 Paderborn

www.bonifatius.de

Logo der Servicestelle der Bayerischen Staatsregierung Bayern direkt

www.bayern.de Tel. 089 12 22 20

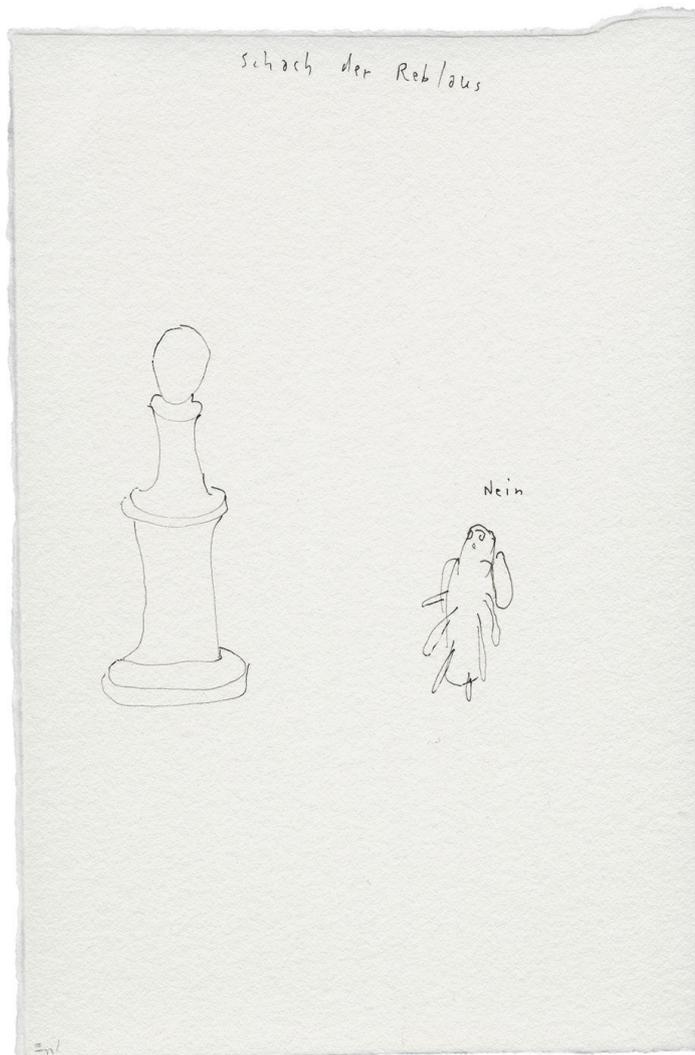
Peter Engel

Wie ich es sehe

Die Zeichnung zeigt links eine Art Schachfigur, rechts davon ein insektenartiges

Wesen, darüber die Schrift „Nein“, Überschrift der Zeichnung „Wie ich es sehe“.

Zeichnung: Peter Engel.



Die Rückseite zeigt die Titelseiten der letzten neun Ausgaben von aviso.
Darunter der Text: aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter <http://www.km.bayern.de/publikationen.html>. Einzelne Hefte erhalten Sie über den Bestellservice der Bayerischen Staatsregierung unter <http://www.bestellen.bayern.de>

Rechts unten an der Seite befindet sich das FSC-Zertifikat (www.fsc.org), ein Hinweis darauf, dass das Papier dieser Ausgabe von aviso aus einem MIX von Papier aus verantwortungsvollen Quellen stammt.